

Die Abendschule



Viele Zimmerausstattungen und Zierate werden bloß zur Hausreinigungszeit aufgefrischt, weil sie die stetige wöchentliche Anwendung von Seife und Wasser nicht vertragen können. Der erfahrenen Hausfrau ist schon dies Zaubern, einen Gegenstand häufig abzuwaschen, ein gewisses Anzeichen, daß, wenn er gewaschen wird, nichts als Ivory-Seife gebraucht werden sollte.

Seit achtunddreißig Jahren ist Ivory-Seife der Reinigung von Dingen, die durch gewöhnliche Reinigungsmethoden leicht beschädigt werden, beigegeben. Hausfrauen zögern nicht, solche Gegenstände ihr anzuvertrauen. Sie wissen durch eine ununterbrochene Kette von Erfolgen mit Ivory-Seife, daß sie die hübschesten Farben, die zartesten Stoffe, die aufs schönste emaillierten, gefirnißten oder gestrichenen Flächen und die feinsten Materialien jeder Art nicht schädigt.

Versichert euch einfach, daß Wasser (spärlich benutzt, wenn nötig) den Gegenstand nicht schädigt. Ihr könnt gewiß sein, daß Ivory-Seife es nicht tut.



Geht ihr hausputzt, bestellt dies freie Buch. Es sagt euch, wie viele Dinge zu reinigen, die gewöhnlich die meiste Sorge zur Hausreinigungszeit verursachen. Fragt um "Unusual Uses Booklet" und adressiert: The Procter & Gamble Co., Dept. 4-D, Cincinnati, Ohio.

Ivory-Seife . . .  . . . 99 ⁴⁴/₁₀₀ % rein.
IT FLOATS



Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenkreis“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Hefen (26 Hefen im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Abzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 63.

Heft 20.

Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 26. April 1917.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probeummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.

Aus der Zeit für die Zeit.

Ein festes Herz in friedloser Zeit.

Mit all seiner Pracht zieht der tausend schöne Frühling ein in die Welt, — und desto vernichtender tobt der Weltkrieg, desto erbitterter erhebt sich Volk um Volk in Waffen. Gibt es einen krasserer Gegensatz: das frohlockende Werden und Erstehen, das neubeginnende Leben, das Wunder-Schöpfungswerk der göttlichen Meisterhand — und das zerschmetternde Zerstören, das Massenmord-schlachten, die austrocknende Eisensauft von Millionen haferfüllter Menschen? Je herrlicher der Frühling, desto unheilüberladener jezt die Welt! Auch unser Land ist nun in den immer weiterhin Wel-len schlagenden Kriegsstudel hineingerissen. Denkwürdig in der Geschichte der Vereinigten Staaten bleiben der diesmalige Karfreitag, da morgens früh um 3 Uhr das Abgeordnetenhaus des Bundeskongresses, der hohe Rat der Volksvertreter, mit 373 gegen 50 Stimmen den Krieg gegen Deutschland beschloß, nachdem wenige Stunden zuvor der Senat mit 82 gegen 6 Stimmen den Kriegszustand gutgeheißen hatte, und der Tag der Ostern, an dem das trostvolle „Friede sei mit euch!“ des auferstandenen Heilandes durch die Kriegsproklamation des Präsidenten gedämpft wurde. Wer hätte es da nicht beklagt, daß Amerika nun den Anspruch, der feste Schirmherr des Friedens, die Vormacht der Neutralen, der grundsätzliche Gegner einer mit Waffengewalt erstrebten Schlichtung internationaler Streitigkeiten zu sein, nicht mehr erheben darf? Wer hätte es nicht bejammert, daß die schönste Rolle, die einem Volke zufallen kann, einer gerüttelten Welt den Weg zur Versöhnung zu weisen, an den großen Versöhnungstagen des Weltheilandes verloren ging? Jetzt beherrscht eine förmlich unheimliche Verworrenheit viele Völker und sonderlich die Bewohner Amerikas. Das Beispiel der Vereinigten Staaten ist nicht ohne Wirkung geblieben: bereits sind Cuba, Guatemala, Panama, Brasilien und Bolivien in dieselben Fußstapfen getreten, während Mexiko, Chile, Argentinien, wie auch Spanien, Holland, die Schweiz und die skandinavischen Länder dennoch neutral zu bleiben ankündigten. Es sind nunmehr 20 Mächte mit weit über einer Billion Menschen im Kriege gegen die 4 Verbündeten, und Throne stürzen, Reiche gehen unter, ein Existenzkampf sondergleichen ist im Gange, Hunger und Not grinsen im lachenden Frühling allen Kriegsbeteiligten und den Neutralen entgegen, und niemand weiß, welche Umwälzungen der Kampf noch bringen, welche versenkenden Strudel der kreisende Mahlstrom noch umherwirbeln mag. Und welche Verwirrung ist unter den Bürgern unseres Landes eingerissen! Wer die Zeitungen liest, findet täglich so viel Aufregendes und Beunruhigendes. Vor allem bewegt viele die Frage: Unser Volk will ja gar keinen Krieg und hat dies immer wieder kund getan, wie kommt es denn, daß trotzdem Präsident und Kongreß, den Forderungen einer Minderheit entsprechend, Krieg beschließen? Und soll man da nun still sein und einfach gehorchen und sich fügen? O, wer müßte sich nicht ein festes Herz wünschen in dieser friedlosen Zeit, daß er gewisse Schritte tue und zweifellos wisse, wie er zu handeln und zu stehen hat? Erinnert uns das aber nicht an das Wort der Schrift: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde“? und an den erklärenden Zusatz: „welches geschieht durch Gnade“? Vergiß daher, Leser, über der Zeitung, die dein Herz beunruhigt, nicht die Zeitung für alle Zeit, das Wort der Gnade und Wahrheit! Unser unruhiges, furchtames, sorgenvolles Herz legen wir in die Siegeshand des Auferstandenen, da wird es stille, er macht es fest durch seine Gnade. Denn Jesus lebt! Die Dinge in der Welt nehmen nur den Lauf, den er haben will. Es waltet kein blinder Zufall über uns: Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl! Warum hat er es wohl zugelassen,

daß gerade am Karfreitag und Osterfest für Amerika der Kriegszuf in sein „Friede sei mit euch!“ hineinschallte? Wollte er damit nicht gleichsam bezeugen: „Stat crux, dum volvitur orbis“ — Fest steht das Kreuz, während der Erdfreis wankt und schwankt? Fast zweitausend Jahre ragt das Kreuz als Symbol der erbarmenden Liebe über dem Erdfreis. Auf allen Trümmerstätten, welche die kriegerischen Verwüstungen vergangener Jahrhunderte schufen, steht es in majestätischer Größe. Vor diesem Zeichen sank das römische Weltreich in den Staub. In diesem Zeichen gab Luther durch die Reformation aufs neue der ganzen Welt das ewige Evangelium. Im Zeichen des Kreuzes steht die ganze Geseßung und Kultur der Menschheit, Wissenschaft und Kunst verdanken ihm ihre herrlichsten Gaben, Handel und Gewerbe, Geseze und Gebräuche müssen das Licht seines Evangeliums zur Richtschnur nehmen. Auch unsere Landes-Konstitution ist den Segnungen entquollen, die Christus, der auferstandene Siegesheld, der Welt aus dem Grabe gebracht und welche der Bergmannssohn durch Gottes Gnade ihr neu aus allem Schutt wieder herausgraben mußte. Wer dies fest hält und darin lebt, ist immer der beste Bürger! Er hat, mit einem Worte, ein festes Herz, auch in friedloser Zeit. Er weiß ja freilich, wie andere Mitbürger auch, daß dies eine „Regierung von dem Volke, für das Volk und durch das Volk“ ist; er weiß ferner aber auch, wie andere, daß dennoch der Kongreß die beschließende, der Präsident die vollziehende Gewalt des Landes ist, und daß das Volk durch die Konstitution seinen Geseßgebern auch die freie Entscheidung in jeder Frage überlassen hat. Mag er daher, selbst als Bürger, nach seiner Ueberzeugung immerhin nicht allem zustimmen, so fügt er sich doch, schon als guter Bürger, nachdem die Entscheidung gefallen, dem Beschluß seiner Volksregierung, die nun einmal den Kriegszustand beschlossen hat. Er tut dies als guter Bürger, ohne seine Ueberzeugung zu opfern, und hält nicht nur, weil die Zeit des Argumentierens nunmehr vorüber ist, den Mund, sondern unterstützt auch, eben auf Grund der Konstitution, Präsident und Kongreß. Dabei blutet freilich uns Deutschamerikanern das Herz! Aber, wiederum, ist nicht gerade die Treue eine deutsche Charaktereigenschaft, und hat er daher nicht in einem Streite zwischen Mutter und Gattin bei aller Liebe zu jener doch die Treue zu wahren? Er bedenkt: viel gab ihm die Mutter; doch gerade sie lehrte ihn auch die Treue, die Pflicht; mehr aber noch gab ihm hier die Gattin, die unergleichlichen Schätze der Freiheit. Gerade von ihm, dem Deutschamerikaner, dem heute das Herz blutet, erwartet sein Land nun den höchsten Bürgersinn! Und den hat er — alle Blätter der Landesgeschichte bezeugen es — stets bewiesen. Den beweist aber gerade der christliche Bürger! Denn er hat dafür nicht nur wie jeder andere die Landes-Konstitution, der er Treue geschworen und gehalten, er hat dafür auch noch eine zweite, grundlegende Konstitution, Gottes Wort, in ausdrücklichem Befehl und Beispiel. Gehorchte der Heiland nicht einem Pilatus? Gehorchten die Apostel nicht heidnischen Obrigkeit? Und nun sagt der Mund der Wahrheit allen Christen: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzt, der widerstrebt Gottes Ordnung. So seid nun aus Not untertan, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen.“ Nur in einem einzigen Stille hat keine Obrigkeit uns etwas zu sagen; in göttlichen, religiösen Dingen gilt: „Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen.“ Bedenken wir nun überdies, wie gerade in unserem geliebten Amerika die Kirche Luthers die allerherrlichste

Freiheit genießt, daß sie hier sich ausbreiten durfte wie nirgends auf Erden, selbst in Deutschland nicht, sollte dann die Liebe zu unserem Lande uns nicht desto mehr zu patriotischen Bürgern machen und nicht nur unsere bürgerliche Konstitution, sondern erst recht noch unsere kirchliche Konstitution, die Heilige Schrift, uns in unserer Pflicht fest und gewiß machen? Ei, sag, wer hat „ein festes Herz“ in friedloser Zeit, wenn nicht der, der mit dem Auserwählten lebt, sein Wort zur Grundlage hat und die unerschütterlichen Schätze der Reformation in der Freiheit unseres Landes voll genießt! Siehe, es ist fürwahr „ein köstlich Ding“ in friedloser Zeit, „daß das Herz fest werde, — welches geschieht durch Gnade“!

Die Deutschamerikaner in ernster Zeit.

Wir leben in Kriegszeiten, und jeder hat sich den Forderungen der Zeit zu fügen. Für alle Deutschamerikaner ist die Wendung der Dinge schmerzlich, aber ihre Bürgerpflicht werden sie erfüllen! Sie haben einen guten Kampf gekämpft, um dem Lande den edlen Frieden zu erhalten; seit dem Augenblick aber, da der Kongreß den Kriegszustand erklärte, erkennen sie selbstverständlich: Was die Vertretung des amerikanischen Volkes beschloß, ist bindend für die Nation, und nun gibt es kein Wenn und kein Aber mehr. Mit dem Eintritt unseres Landes in den Krieg hört jeder Widerstand gegen die Politik unserer Regierung, oder vielmehr des Präsidenten, auf, so sehr wir sie auch beklagen mögen. Jetzt gilt für jedermann unter uns: „Hüte deine Zunge!“ Es wohnen in den Vereinigten Staaten gegen 3,000,000 Deutsche, also Nichtbürger. Sie sind Gäste des Landes. Einem Gäste aber liegt sicherlich die Pflicht ob, alles zu vermeiden, woran der Gastfreund Anstoß nehmen könnte, und nichts zu tun, was eine Störung der Ordnung und des inneren Friedens verursachen möchte. Es wohnen in den Vereinigten Staaten ferner gegen 30,000,000 Deutschamerikaner und Leute von deutschem Blute. Man sieht auch ihnen scharf auf die Finger. Auch ihnen gilt: „Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht!“ Ruhe und Besonnenheit sind noch lange keine Feigheit, Raionnieren und Streiten aber ist zwecklos, töricht und gefährlich. Man bedenke wohl, daß der einzelne Bürger gerade jetzt durchaus nicht alles weiß und erfährt, was Präsident und Kongreß über die Lage wissen. Tragen wir daher in der Furcht Gottes das Unglück! Denn jeder Krieg, auch der gerechteste, ist ein Unglück, eine Heimtuchung, eine Strafe der Sünden. Wahrlich, die Sünden und Laster der Völker und auch unseres Landes haben längst den frommen Gott erzürnt und zu ernstlicher Strafe gereizt. Und hüten wir uns vor dem Hass! In unserem Lande hat der Haß gegen politisch Andersdenkende und gegen die Angehörigen anderer Nationalitäten vollends durchaus keine Berechtigung. Wohl ist es nicht leicht, unsere verletzten Gefühle unter die Herrschaft der Vernunft und das Gebot der Nächstenliebe zu beugen, aber seien wir stark, seien wir stärker als die Leidenschaften! Das Unrecht, die Heuchelei, die Gemeinheit müssen wir freilich hassen und verabscheuen, aber es kann und darf für uns als Deutschamerikanern und Christen nie und nimmer die Aufgabe sein, unter Mitbürgern den unseligen Massenhaß zur Lohe anzufachen. Und gehen wir fleißig ins Kammerlein und treten mit Beten vor Gott, den Gerechten! Wir müssen fleißiger, inbrünstiger als je für unser Land und auch unsere Obrigkeit beten. Das Rufen, Schreien, Klopfen, Beten muß insonderheit zu einem Bitten um Frieden werden. „Gott kann besser, als wir denken, alle Not zum besten lenken!“ Das wollen wir nie vergessen. Und dann fassen wir uns in Geduld! „Wer recht hat und Geduld“, hat in bitterer Stunde ein großer Deutscher gesagt, „dessen Zeit kommt auch.“ Auch unsere Zeit wird wieder kommen, da man sich wieder nach uns umsehen, uns wieder notwendig haben wird, da man dann gar nicht wird begreifen können, daß man uns so schmähete, beiseite schob, politisch auszuschalten und moralisch totzuschlagen suchte. Auch dieser Sturm wird vorübergehen, und wenn wieder Sonnenschein über dem Lande glänzt, über das heute die schwarzen Schatten des Krieges huschen, dann werden wir mit erhebendem Be-



Das Signal.

wußte an diese Tage zurückdenken, daß wir trotz allem, das wir dabei zu erdulden hatten, nicht weniger als unsere Väter zur Revolutionszeit, im Bürgerkriege und unter allen Prüfungen unseres Landes von dem Wege abgewichen sind, den Bürgerpflicht, Gewissen und Christentum vorzeichnen.

„Ich übergebe' in deine Hand die Meinen und das Du wirst sie schon bewahren; [ganzes Land, Du bist der Mann, der helfen kann, Ich lass' dich alles machen.“

Amerikas Kriegszustand und Kriegsrüstungen.

Der gemeinsame Kriegsbefehl beider Häuser des Kongresses, womit sie den 5. auswärtigen Krieg unseres Landes in 141 Jahren, seit Bestehen unserer Konstitution, ankündigten, hat folgenden Wortlaut:

„In Anbetracht, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung wiederholt kriegerische Handlungen gegen die Regierung und das Volk der Vereinigten Staaten von Amerika begangen hat, sei es

„Beschlossen vom Senat und Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten von Amerika, im Kongreß versammelt, daß der Kriegszustand zwischen den Vereinigten Staaten und der Kaiserlich Deutschen Regierung, der also den Vereinigten Staaten aufgebürdet worden ist, hiermit formell erklärt wird, und

„Daß der Präsident ermächtigt und angewiesen werde und hiermit wird, die ganzen Streitkräfte der Marine und der Armee der Vereinigten Staaten und die Hilfsquellen der Regierung zu gebrauchen, um den Krieg gegen die Kaiserlich Deutsche Regierung zu führen und den Konflikt zu einem erfolgreichen Ende zu führen; alle Hilfsquellen des Landes werden hiermit durch den Kongreß der Vereinigten Staaten aufgefordert.“

Sofort gingen Präsident und Kongreß ans Werk, zu rüsten. Als bald wurde der Befehl erlassen, die gesamte Marine, die Flottenreserven, die Flottenmiliz und den neu organisierten Küstenschutzdienst, der durch Motorboote betrieben wird, mobil zu machen. Alle deutschen Schiffe in den Häfen des Landes, 91 an der Zahl, wurden beschlagnahmt (sie sind fast alle vorher beschädigt worden, der kleine Kreuzer „Cormorant“, der bei der Insel Guam lag, wurde von der Mannschaft in die Luft gesprengt, wobei 7 Mann umkamen), und die Mannschaften wurden interniert. Einstimmig bewilligte der Kongreß für das erste Kriegsjahr die Riesensumme von \$7,000,000,000, und davon sollen \$3,000,000,000 den Alliierten auf unbestimmte Zeit geliehen werden. Teils durch Bonds, teils durch Steuern gedenkt man das Geld aufzubringen. Eine große Armada von Holzschiffen, jedes nur 2,000 bis 3,000 Tonnen groß, soll unter der Oberleitung von General Goethals, dem Erbauer des Panama-Kanals, schnelligst erbaut werden, um Deutschland zu zwingen, die Versenkung eines jeden, falls sie gelingt, mit Torpedos „teuer zu bezahlen und so die Hilfsquellen der U-Boote bald zu erschöpfen“. Und nun wird, weil die Rekrutierung von Freiwilligen allzu langsam vonstatten geht — Heiratslizenzen sind begehrter als je —, Konstriktion beraten, um ein Millionenheer zu schaffen.

Aller Nachrichtendienst mit Deutschland abgebrochen.

Deutschland hat angekündigt, daß es keine Nachrichten mehr nach den Vereinigten Staaten übermittelt. Unser Generalpostmeister Burleson verfügte die vollständige Einstellung des Postverkehrs mit Deutschland und wies alle Postämter zugleich an, auch keine Postfächer mehr für Oesterreich-Ungarn, Luxemburg, Bulgarien und die Türkei anzunehmen, weil sie nur auf dem Wege über Deutschland befördert werden könnten. Der ganze Posteingangsdienst (Geldübermittlung) ist damit ebenfalls aufgehoben. Gleich darauf erfolgte der Bruch mit Wien: Postkammer Penfield in Wien erhielt seine Pässe, und Baron v. Zwiabinek in Washington verlangte die seinigen. Auch die drahtlosen Depeschestationen Saville und Tuxerton, welche nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten noch in Tätigkeit blieben und direkte Nachrichten aus den Ländern der Mittelmächte bekannt gaben, sind nunmehr ganz geschlossen. Volk und Presse des Landes sind jetzt bezüglich aller Vorkommnisse in Europa gänzlich auf Nachrichten angewiesen, die nur durch Kabel und Zeitungen der Alliierten herüberkommen. Waren diese Nachrichten schon vordem der Zensur unterworfen, so sind sie es jetzt erst recht, tückten aber schon vorher phantasieliebhabende „Berichterstatler an der Front“ der Welt stark auf, so haben sie jetzt erst recht freien Spielraum. Man muß fortan alle Nachrichten von den Kriegs-

schäupläßen, von strategischen Plänen, von Vorgängen in den Gesetzgebungen, von Hungerkrawallen, Volksaufständen, Kundgebungen u. s. w. mit Vorzicht aufnehmen.

Des Kaisers Osterbotschaft über Wahlreform.

Kaiser Wilhelm II. erließ am zweiten Ostertag eine Kabinettsordre an den Reichskanzler mit folgendem Inhalt: „Die Reform des preussischen Landtages und unseres innerpolitischen Lebens ist meinem Herzen besonders teuer. Die vorbereitenden Arbeiten für die Wahlgesetzreform des Unterhauses haben auf meine Verfügung hin bereits beim Ausbruch des Krieges begonnen. Ich weise Sie nun an, mir endgültige Vorschläge des Staatsministeriums zu unterbreiten, so daß bei der Rückkehr unserer Krieger dieses Werk, das grundlegend ist für den inneren Aufbau Preußens, durch Gesetzgebung durchgeführt werden kann. Angesichts der gigantischen Taten des gesamten Volkes hat meiner Ansicht nach die Klassenwahl in Preußen keinen Platz mehr. Der Gesetzentwurf wird weiter für die direkte und geheime Wahl der Abgeordneten Bestimmungen zu treffen haben.“ Ganz Deutschland jubelte über die willkommene Kunde.

Die Kämpfe an der Westfront.

Während Onkel Sam die Sterne und Streifen neben den alliierten Fahnen hißte, kamen von der Westfront Siegesnachrichten über Siegesnachrichten der Engländer und Franzosen. In ihrem Vordringen bei Arras, Lens, Cambrai und St. Quentin wolle die Engländer 14.000 Deutsche gefangen genommen, über 100 Kanonen erobert und große Munitionsbeute gemacht haben, wobei die Kanadier tagtäglich besonderes Lob ertelten. Die über London hinausfahrenden spärlichen Berichte aus Deutschland lassen die Kämpfe aber in ganz anderem Lichte erscheinen. Wohl haben zwei deutsche Divisionen einen harten Stand gehabt, aber freiwillig weichen die Deutschen noch zurück, und alle Angriffe der Engländer wurden mit blutigen Verlusten für diese abgeschlagen. Bei Reims und Soissons wolle die Franzosen 10.000 Deutsche gefangen genommen haben, aber auch da meldeten die spärlichen deutschen Berichte, daß alle Angriffe zerbrachen. Der hinkende Bote wird, wie noch immer, nachkommen, und bereits gibt London zu, daß die Kanadier beim Sturm auf die Vimy-Höhen 6.000 Tote hatten. Im Aufstiege wird den Deutschen unumwunden die Oberhand zugestanden: im März gingen den Alliierten 161 Flugzeuge und 19 Jassellballons, den Deutschen nur 45 Flugzeuge verloren. Die Türken warfen die Engländer in Mesopotamien zurück, und diese erlitten schwere Verluste. Von der Ostfront kam aus dem wieder umbenannten St. Petersburg das Zugeständnis, daß die Deutschen am mittleren Stochod in Wolhynien zwei russische Regimenter aufgerieben und 9.500 Gefangene, 12 Geschütze und 150 Maschinen geschütze genommen haben.

Friedenshoffnungen und Präsidentenbotschaften.

Trotz des Umsichgreifens des Krieges mehren sich die Friedensstimmen. Graf Czernin, der österreichische Minister, hat offenbar im Namen der Mittelmächte gesprochen, als er die Einberufung einer Friedenskonferenz seitens aller kriegführenden Mächte, auch ohne vorübergehenden Waffenstillstand, vorschlug. Noch ehe in Washington nun ein großer Kriegsrat der Alliierten begann, zu dem der britische Außenminister Balfour, der französische Justizminister Viviani und der französische Marschall Joffre erschienen wollen, ist amtlich angezeigt, daß die Alliierten sich ihre Friedensbedingungen mitgeteilt und Wilsons Vorschläge zugrunde gelegt werden sollen: Zerstörung der preussischen Autokratie, Regierungsform, die in jedem Lande sich auf die Einwilligung der Regierten stützt, volle Religionsfreiheit,

Freiheit der Meere und Zugang zum Meere und ein Weltbund zur Verhütung künftiger Kriege. „Friede ist sehr nahe,“ erklärt der japanische Botschafter, Kimaro Sato, in Washington. Vallin, Präsident der Hamburg-Amerika-Linie, rief für den 1. Juli alle Kapitäne in Dienst. Lloyd, die große Reederei in London, wettete 10 zu 1, daß in 90 Tagen Frieden sei. Russische und deutsche Sozialisten, darunter deutsche Reichstagsmitglieder wie H. Scheidemann, sind in Stockholm versammelt, um, wenn nicht einen allgemeinen Frieden mit Rußland anzubahnen. Rußland hat Finnland bereits die Freiheit zugesagt, auch amtlich auf Konstantinopel und irgendwelche Eroberungen verzichtet. Zu alledem kommt, daß die wirtschaftliche Lage in allen Ländern, besonders in England, Frankreich und Italien, nachgerade schier ein Machtwort spricht. „Schiffe, Schiffe, Schiffe!“ forderte Lloyd George in überschäumend huldigenden Worten über Amerikas bevorstehende Mithilfe, und vielfach wird jetzt nicht nur die starke Rüstung der Vereinigten Staaten als ein Friedensdruck ausgelegt, sondern auch die Meinung ausgesprochen, daß sie durch den Beitritt zur Allianz nun mit um so größerem Rechte des Präsidenten Friedensprogramm durchsetzen könnten. Präsident Wilson erließ zwei lange Proklamationen. Während er in der einen alle Bürger und Ausländer aufs ernstlichste vor Hochverrat warnt, fordert er in der anderen alle Landesbewohner, Farmer, Hausbesitzer, Zwischenhändler, Eisenbahnen und jedermann auf, für die Erhaltung der Ideale und den Triumph der Demokratie sich zu einigen und für jetzt und später Nahrung, Vorräte, Rohmaterial und alles Notwendige nicht nur dem eigenen Volke, sondern auch den Alliierten zu liefern. „Wir müssen nicht nur reichliche Nahrung für uns selbst und für unsere Armeen und Seeleute haben, sondern auch für einen großen Teil der Nationen, mit denen wir gemeinschaftliche Sache gemacht haben und zu deren Unterstützung und an deren Seite wir kämpfen werden.“ Er schließt: „Die Feuerprobe der Nation steht bevor. Wir müssen alle gemeinsam reden, gemeinsam handeln und gemeinsam dienen.“ Möge die Feuerprobe den Frieden beschleunigen: die der Welt drohende Hungersnot erheischt doch allseitige Friedensarbeit!

Die Unabhängigkeitserklärung einer Frau.

Geraldine Farrar, die Sängerin, ist Amerikanerin von Geburt. In ihren Adern fließt kein Tropfen deutschen Blutes. Ihre Wiege stand in Neuengland, dort hat sie ihre Jugend verbracht; aber als Jungfrau hat sie ihre Kunst im Lande des Militarismus erlernt. Als der große Krieg ausbrach, bekannte sie sich mit ihres Herzens Gefühlen freudig zu Deutschland, und dabei ist sie allen Anfeindungen zum Troste geblieben, auch dann noch, als diese Anfeindungen sich zum Boykott ihrer Kunst auswuchsen. Kürzlich nahm sie in New York bei einer festlichen Veranstaltung Gelegenheit, mutig und unerschrocken zu bezeugen: „Bedarf es noch eines besonderen Gelübdes, meine Loyalität gegen das Land, das mein Vaterland ist, zu bekräftigen? Meine Liebe zu Amerika, meine Vereinnahmung, für dieses Land jedes Opfer zu bringen? Meine Verachtung vor jeder Heuchelei aber läßt mich nicht die durch lange Jahre sich hinziehenden Bande treuer Freundschaft mit den Deutschen verleugnen!“ Die so sprach, ist eine Amerikanerin, aber eine solche, die nicht von Anglomanie angefaßt ist, sondern sich ihre gesunde Vernunft bewahrt und das Gute in jeder Nation anerkennt. In einer Zeit, wo manches Mannsbildes bessere Ueberzeugung sich zu vertrieben beginnt, tut es wohl, solche Sprache zu hören, die Sprache des genuinen, ruhigen, ehrlichen Patriotismus. Einerlei, wo unsere Wiege stand, ob hüben, ob drüben, Amerikaner sein heißt nicht: heben und schüren, andere verdächtigen und beschimpfen, sondern die Konstitution befolgen und alles Gute und Wahre schützen!



Sortrollen eines Holzhauses in Rußland auf Baumstämmen durch Feldgrauen.



Unsere Obstbäume.

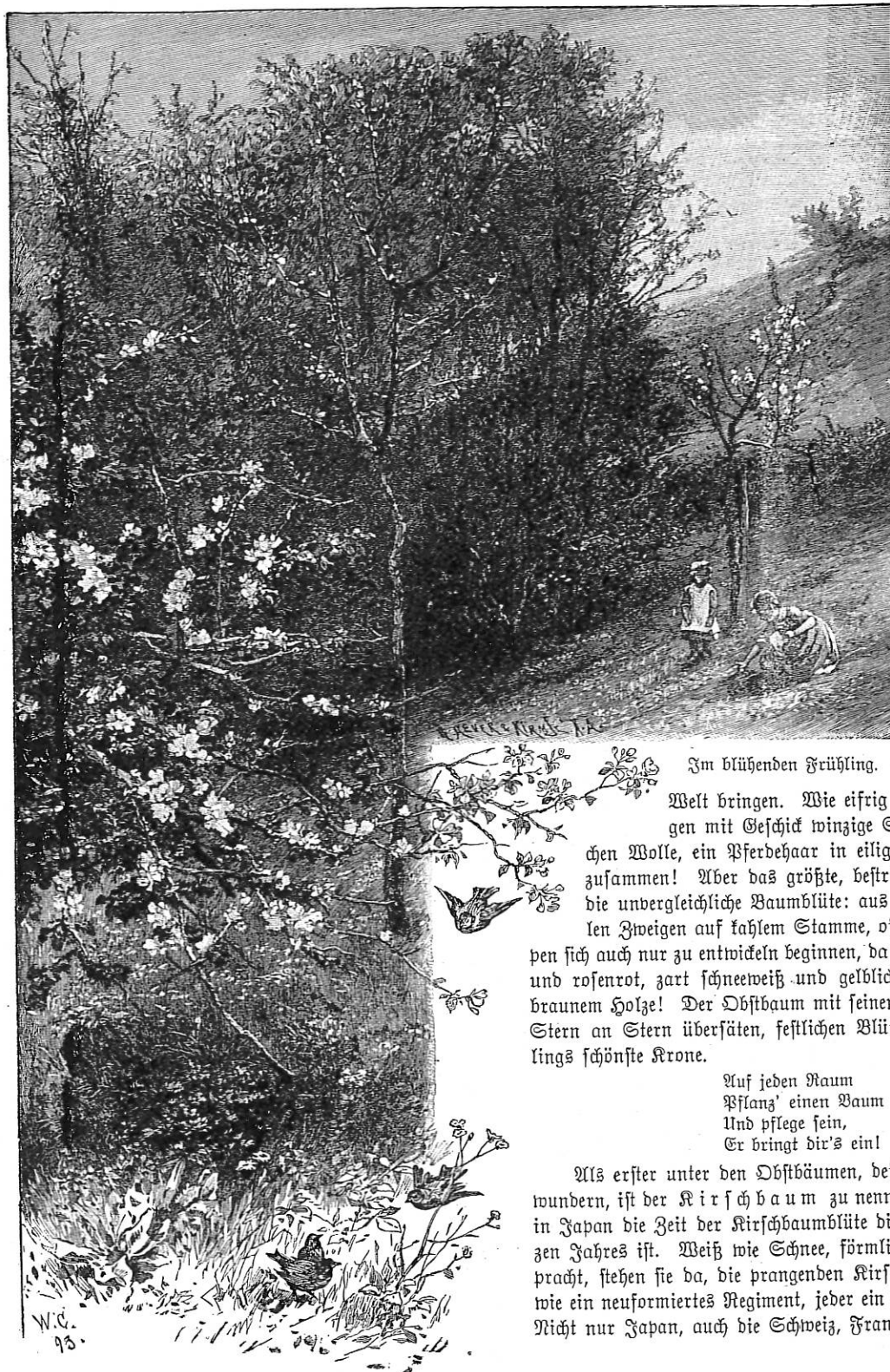


Blühende Obstbäume, mit Blütenfülle überladene Obstgärten sind gewiß jedem, der über Land fährt, das entzückendste Frühlingsbild.

Alljährlich, wenn der Palmsonntag unsere erblühenden Kinder in die festlich geschmückten Gotteshäuser führt, und wenn dann Ostern, das Auferstehungsfest, unsere Herzen mit höchster

Freude erfüllt, blicken wir in sehrender Erwartung auch dem Lenz, dem holden Freudenbringer, entgegen. Jeder hervorsproßende Grashalm, jedes Frühlingsblümchen, das sich schüchtern aus der braunen Erdscholle hervorwagt, jede Knospe an Baum und Strauch begrüßen wir mit einer Freude, die uns wieder zum Kinde werden läßt. Alle Luft ist erfüllt von neuem,

frisch pulsierendem Leben, und selbst dort, wo noch vor kurzer Zeit Eis und Schnee lag und der Winter triumphierend sein Zepter schwang, zwingt es sich heraus aus dunklen Kammern, will es sich zum Grünen und Blühen drängen. Man vermeint fast zu hören, wie die Myriaden von Blättern und Blüten herankommen und sich dem Lichte und der Wärme entgegenstrecken, zu der Sonne empor sich wenden, deren sie so sehr bedürfen. Horch, auch die Hymnensänger des Lenzes sind da! Frühmorgens schmettern sie ihr Loblied. Und sie wollen nicht länger warten, daß sie nisten und junge Brut, neues Leben in die



Im blühenden Frühling.

Welt bringen. Wie eifrig suchen sie Quartier, tragen mit Geschick winzige Strohhälmchen, ein Flöckchen Wolle, ein Pferdehaar in eiligem Fluge zum Hausbau zusammen! Aber das größte, bestrickendste Wunder ist doch die unvergleichliche Baumbliüte: aus kahlem Boden, aus kahlen Zweigen auf kahlem Stamme, oft noch ehe die Blattknospen sich auch nur zu entwickeln beginnen, da sieht es dicht an dicht rosa und rosenrot, zart schneeweiß und gelblich — ein Blütenmeer an braunem Holze! Der Obstbaum mit seinen himmelan gereckten, mit Stern an Stern übersäten, festlichen Blütenzweigen ist des Frühlings schönste Krone.

Auf jeden Raum
Pflanz' einen Baum
Und pflege fein,
Er bringt dir's ein!

Als erster unter den Obstbäumen, dessen Blütenpracht wir bewundern, ist der **Kirschbaum** zu nennen. Alle Welt weiß, daß in Japan die Zeit der Kirschbaumblüte die freudereichste des ganzen Jahres ist. Weiß wie Schnee, förmlich überladen mit Blütenpracht, stehen sie da, die prangenden Kirschbäume, Spalier bildend wie ein neuformiertes Regiment, jeder ein gewaltiger Blumenstrauß. Nicht nur Japan, auch die Schweiz, Frankreich, Holland und Dal-

fest
Zu
falt

mationen, California und die Pacificküste nicht zu vergessen, pflegen ausgedehnte Kirschenkulturen. Ganze Kirschenwälder sieht man da. Welch eine überwältigende Blütenpracht! Der Zwergkirschbaum, der sonderlich in Japan gepflegt wird, aber nur als Zierpflanze gilt, gedeiht auch gut in Ungarn, Süddeutschland und Südrußland. Die Waldkirsche (wilde Kirsche) findet sich bis in die oberen Küstenregionen von Norwegen. Die Vogelkirsche war als europäischer Baum schon in uralten Zeiten bekannt. Auch das Holz mancher Kirschbäume, besonders das der Mahalebkirsche, ist kostbar. In den Vogesen z. B., in Frankreich, wo jetzt die deutschen Heere liegen, zumal in der Nähe des Klosters der heiligen Lucia bei Michel, verarbeitete man das fein duftende Holz zu den berühmtesten Pfeifenrohren. Am wertvollsten aber sind natürlich die Edelkirschen, deren Früchte in außerordentlich vielen Vereblungen reifen. Der als Feinschmecker bekannte Römer Lucullus war es, der aus der Stadt Kerasos an der pontischen Küste die Edelkirsche nach Italien verpflanzte. Der neu eingeführte Kirschbaum gedieh in Europa vortrefflich.

Er wurde in Britannien, Belgien und an den Ufern des Rheins angepflanzt, von wo er seinen Weg durch ganz Deutschland nahm. Wir finden seine Kultur im Alten Land an der Elbe, Hamburg gegenüber, in Sachsen, Thüringen, Schlesien, in der Bayerischen Pfalz und nicht zuletzt in der Mark, wo die Werdersche Kirsche von ganz besonderem Aroma und großem Erntereichtum gedeiht. Auf einem unserer Bilder sehen wir, wie Obstzüchter in Colorado sich helfen mit kleinen Heizapparaten, die während der kalten

Mainächte unter den Bäumen angezündet werden und dem Raufreif wehren. Das ist aber keineswegs nur in Colorado der Fall, sondern in Deutschland haben Kirschzüchter schon längst dieses bewährte Mittel angewandt.

Der Kirschbaum erfordert einen mehr warmen als feuchten Boden. Auf sonnigen, warmen Abhängen gedeiht er besonders gut. Aber er ist nur ein dankbarer Träger, wenn er mit Sorgfalt gepflegt, gut gedüngt und vor Krankheit bewahrt wird. Zum Spalier taugt nur die Sauerkirsche. Aber von allen Kirschen singen und sagen unsere Kinder:

Erst weiß wie Schnee,
Dann grün wie Alee,
Dann rot wie Blut —
Schmeckt allen Kindern gut.

Pfirsich und Aprikose, zwei nahe Verwandte, fesseln im Frühling das Auge fast noch mehr als die Kirschblüte. Ihre dicht an den Zweigen sitzenden, unmittelbar vor der Entfaltung der Blattknospen erscheinenden Blüten sind ja so leb-

haft rosa gefärbt, als wollten sie gleich schon jedermann den Mund wässrig machen.

Der Pfirsich kommt aus China. Er wurde wohl im nordwestlichen Indien zunächst naturalisiert, kam dann nach Persien und wurde in Europa zuerst gegen die Mitte des 1. Jahrhunderts in Italien angepflanzt. Jetzt blüht seine Kultur im hervorragenden Maße in Frankreich. Montreuil bei Paris pflegte seit Jahren seine faustgroßen Früchte an die Feinschmecker aller Zonen zu senden, aber Deutschland muß seit dem Kriege ohne diesen Luxus auskommen. In Südtirol blüht jedoch ein guter Ersatz. Besonders in den Vereinigten Staaten sind ansehnliche Pfirsichkulturen angelegt worden; sonderlich berühmt sind die von Maryland, Michigan, Missouri, Texas, California und der Pacificküste.

Der Pfirsichbaum gedeiht am besten als Hochstamm. Er verlangt einen nahrhaften, tief lockeren, nicht zu feuchten Boden, der besonders in den unteren Schichten mit kalthaltigem Schutt gemischt ist. Vor Frost muß er sorgfältig gehütet, d. h. wäh-



Ein Obstgarten in vollem Blütenschmucke.

rend der Wintermonate gut gedeckt sein. Man vermehrt ihn durch Erziehen aus dem Kern, durch das sehr interessante Okulieren auf das schlafende Auge, durch Kopulieren auf aus dem Kern gezogenen Pfirsichwildlingen — oder auch auf Pflaumen. Im dritten Jahre nach der Vereblung beginnt der Baum zu tragen.

Der Wetter des Pfirsichs ist der Aprikosenbaum. Auch er bevorzugt das warme Klima. Wenn er auch weniger empfindlich gegen Witterungswechsel ist als der Pfirsich und selbst in nördlichen Breiten gut gedeiht, so können die nordischen Früchte doch mit den im Süden gereiften keinen Vergleich aushalten. Der Baum erfordert gute Pflege, humusreichen, kräftigen und tiefgelockerten Gartenboden. Er wird nie wild angetroffen und stammt wahrscheinlich aus Turkestan und der Mongolei. Auch von Aprikosen gibt es mannigfache Arten. Die größte Aprikosenkultur pflegt zweifellos unsere Westküste; dort sieht man riesige Aprikosengärten. Das Holz des Baumes ist wertvoll für Drechslerarbeiten, die verholzten Steine der Früchte ergeben eine sehr gute schwarze Tusche.



Baumwunden sind gut zu verstreichen.

Auch die Pflaume und die Zwetsche sind mutmaßlich aus Turkestan weiter verpflanzt worden. Die Pflaume kam durch Alexander den Großen nach Griechenland, die Römer lernten sie auf den Kriegszügen des Pompejus kennen. Südlich von der Donau findet man ganze Wälder von Pflaumen und Zwetschen. Bosnien, Serbien, Bulgarien und die Türkei pflegen dieses Obst mit großem Erfolge, Berühmtheit genießen namentlich die Zwetschengärten von Damaskus. Auch in Süddeutschland, in Mittel- und Südeuropa, in Nordafrika und im Orient gedeihen viele kleine, sehr fleischige Arten mit kleinem Kern.

In Obstplantagen verträgt sich der Pflaumen- und Zwetschenbaum besonders gut mit den Äpfeln, meist als Zwischenpflanzung. Er beansprucht einen warmen, schweren, feuchten Boden in geschützter Lage. Durch Veredlung, deren Unterlage die Hauszwetsche oder Hasenschlehe, auch die Kirschkpflaume ist, sind die Abarten, deren es sehr viele gibt, entstanden. Die Blüten sind gelb oder weiß mit gelben Staubfäden.

Selbst der Birnbaum ist seiner Herkunft nach ein Fremdling. Seine Heimat soll China sein. Die kleinen, sauren, holzigen Früchte, Holzbirnen, im Volksmunde Hüheln genannt, sind die Stammfrüchte aller besseren Birnen, die durch Veredlung und Kreuzung kultiviert sind. Ueber 700 in Gestalt und Güte verschiedene Birnensorten hat die Kultur erzielt. Schon Homer kannte diese aromatische Frucht. Cato zählt 5, Plinius bereits 35 Sorten auf — ein Zeichen, wie dankbar die Züchtung sich schon von alters her bewährt hat. Die Herbstbergamotte soll Julius Cäsar in Britannien eingeführt haben, und es wird berichtet, daß die Römer viele Sorten aus Griechenland, Aegypten, Karthago, Syrien, Alexandria und Numantia erhalten hatten.

Während der Birnbaum in vollster rein weißer Blüte über und über zu prangen pflegt, ist doch die schönste aller Obstbaumblüten die des Apfels. Die des wilden Holzapfels ist sogar die allerschönste und duftigste. Weiß-rot und rosa strahlt es da in allen Schattierungen, und schon von fern her atmet der Mensch das wohlige Aroma ein. Der Apfelbaum, dessen Kultur mehrere Jahrtausende alt ist, muß zugleich als der wichtigste und nugharste

unter den Obstbäumen bezeichnet werden, obwohl seine Verbreitung eine geringere als die des Birnbaums ist. Durch Kreuzung und Veredlung sind über 600 Sorten entstanden; die Römer kannten bereits 29. Nördlich von Kleinasien bildet er kleine Wälder und erstreckt sich von da bis Zentralasien. Für die meisten Kulturäpfel bildet die Westküste des Kaspiischen Meeres die Grenze. Im Westen und Süden Europas wird er allmählich seltener und geht auch in Asien nicht weit nach Süden. In Spanien gedeiht er jedoch prächtig, während er in Aegypten nicht anzufiedeln war. Am meisten Boden gewann er, wie alle



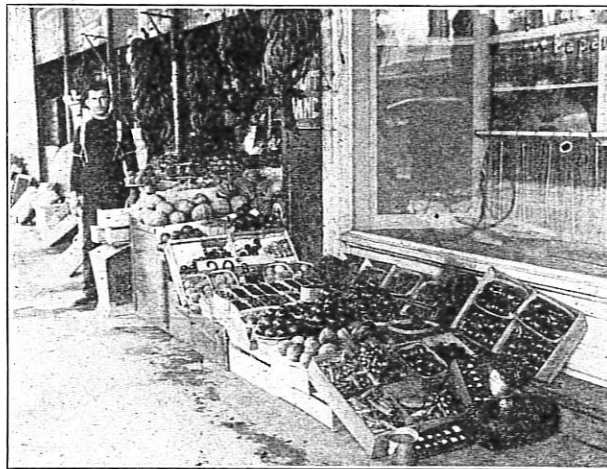
Frühjahrs-Düngguß für den Obstbaum. Früchte, in Nordamerika. In Europa dürfte Tirol die größten Apfelgärten haben, dann Württemberg, Baden, Sachsen, Hessen, Braunschweig und die Mark, die Obstkammer Berlins. Südschweden, England, Frankreich, Oberitalien und Nordspanien treiben große und sehr ergiebige Kulturen.

Der Apfelbaum erfordert tiefgrundigen, lockeren, humusreichen, sandigen Lehmboden, um zu gedeihen. Unmöglich ist seine Kultur in reinem Sande, Moor oder sehr nassem Tonboden. Unter allem Obst, das wir kultivieren, liefert der Apfelbaum bei weitem das Not-

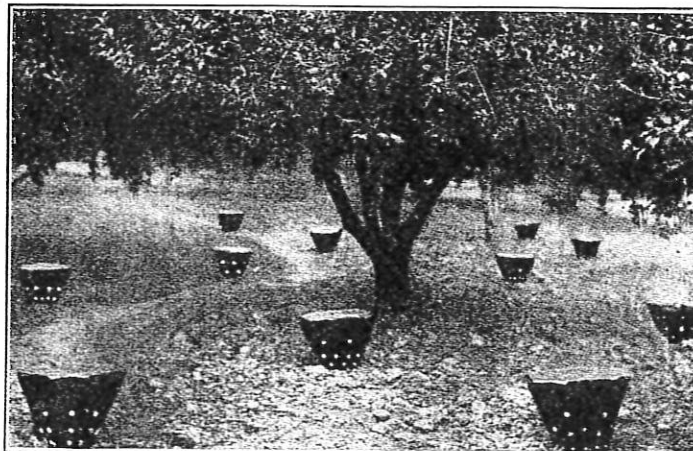
wendigste für die Küche und die feine Tafel. Und in seiner stetig wachsenden Mannigfaltigkeit ist er auch den ärmeren Schichten ein erreichbares Genuß- und Nahrungsmittel geworden.

Aber sind nicht viele Obstbäume, wenn sie auch herrlich blühen, unfruchtbar? Was ist die Ursache?

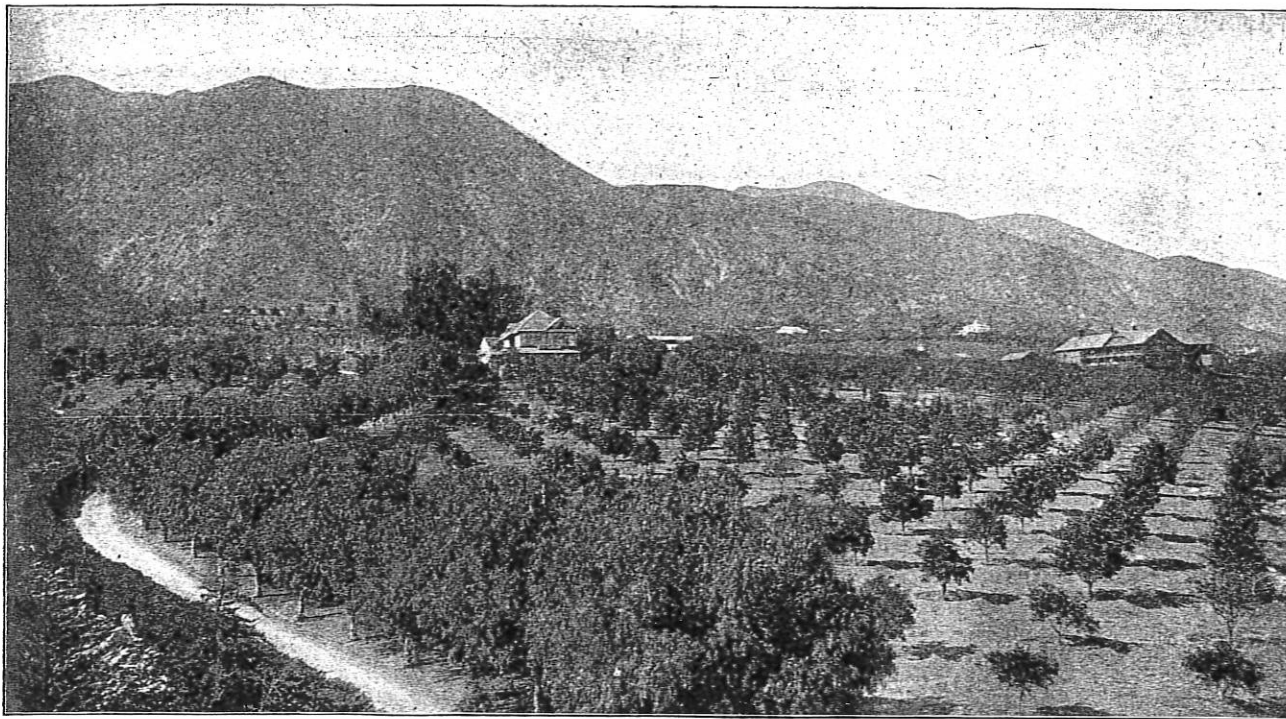
Die Ursachen der Unfruchtbarkeit unserer Obstbäume können sehr verschiedener Art sein. Sie müssen von Fall zu Fall eingehend untersucht werden. Daß frischgepflanzte und jüngere Obstbäume in den ersten Jahren nach der Pflanzung nicht gleich tragen, ist selbstverständlich. Von Unfruchtbarkeit kann da nicht die Rede sein. Man muß nicht gleich zu hohe Erwartungen an Obstbäume stellen, die noch nicht in das Alter der Tragbarkeit gekommen sind. Im Obstbau muß man auf die Erträge warten können; nach



Merkei Obst.



Ein geheizter Obstgarten in Colorado.



Ein prächtiger Obstgarten in einem Tale in California.

Wunsch und Willen der Menschen tragen unsere Obstbäume nicht. Erst wenn Obstbäume längere Jahre an ihrem Standorte gestanden und sich kräftig entwickelt haben, soll die natürliche Fruchtbarkeit einsetzen und sich mit zunehmendem Alter des Baumes von Jahr zu Jahr entsprechend steigern. Bleibt sie dann aber aus, erst dann hat man ein Recht, von Unfruchtbarkeit zu sprechen, und nicht selten liegen dann Fehler vor, die als Ursache der Unfruchtbarkeit eine gründliche Untersuchung erheischen.

Nicht selten ist die Unfruchtbarkeit der Obstbäume auf Ueberdüngung oder auch auf fehlerhafte Düngung zurückzuführen. Es wird oft so stark gedüngt, daß der Wuchs des Baumes ungewöhnlich gefördert und die Fruchtbarkeitsentwicklung gehemmt worden ist. Ein solcher Baum ist nicht zu beschneiden, nur gut auszulichten, und weiter sind ihm zum Ausgleich vor- ausgegangener einseitiger Düngungen reiche Gaben an Phosphor und Kalk zuzuführen.

In vielen, wenn nicht in den meisten Fällen wird jedoch die Unfruchtbarkeit der Obstbäume auf fehlerhaften, allzu starken Schnitt zurückzuführen sein. Mit Messer und Säge wird

von unfundiger Hand nur zu oft gedankenlos gewirtschaftet. Es ist viel besser, etwas weniger als zu stark zu schneiden. Je stärker man schneidet, um so mehr reizt man die Triebkraft des Baumes auf Kosten seiner Fruchtbarkeit. Obstbäume sind nur in den ersten vier bis fünf Jahren regelmäßig in der Krone zurückzuschneiden, damit ein festes und gut gestelltes Astgerüst zur Tragung der späteren Ernten geschaffen wird. Ist dieses erreicht, hat der jährliche Rückschnitt nur nach Bedarf zu erfolgen, und der ganze Baumschnitt beschränkt sich dann mehr auf die Auslichtung. Mäßiger Schnitt fördert die Fruchtbarkeit; starker Schnitt beeinträchtigt sie.

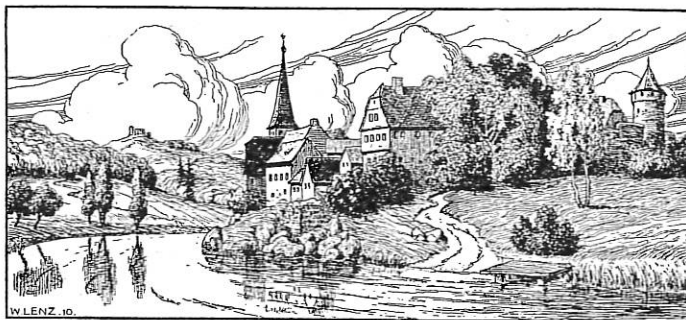
Wer die Unannehmlichkeiten, die unfruchtbare Obstbäume bereiten, nach Möglichkeit vermeiden will, der pflanze nur anerkannt dankbare und für Lage und Verhältnisse geeignete Sorten, lege beim Einkauf Wert auf gut herangezogenes, sortenechtes Baummaterial, pflanze nur auf gutem Boden, nicht zu eng und nicht zu tief und gebe seinen Bäumen die richtige Pflege und Ernährung. Die besten Lebens- und Fruchtbarkeitsbedingungen sind dann von vornherein gesichert. w.

Frühlingswehen.

Nun weh' sie wieder, Herr, zu neuem Leben,
Die müd und alt geword'ne starre Erde,
Mit jungem maienfrischen Frühlingsweben,
Mit deinem mächtigen: „Es werde, werde!“

Mit deinem Frühlingsfingen, Frühlingsklingen,
Mit deinem Blütenmeer und Balsambüsten,
Mit all dem siegesfrohen Knospenpringen,
Mit all dem Lenzesjubil in den Lüften.

Daß auch die toten Herzen wieder schlagen
Der neuen Lebensfülle heiß entgegen,
Daß selbst auch jene wieder Blüten tragen,
Die lang im Leidensfroste erstarrt gelegen!





Frühlings Erwachen.

Mehr Ackerbau, mehr Gartenbau!

Bei der
Frühjahrs-
Feldbestellung.

Durchs ganze Land und durch alle Städte groß und klein hallt jetzt dieser Ruf. Teure Zeiten sind da — und der Krieg ist da! Nun soll in Stadt und Land Gemüse und Feldfrucht gezogen werden, soviel es nur möglich ist.

Der Ackerbausekretär unserer Regierung hat an die Farmer einen dringenden Aufruf erlassen, durch gründlichere Landwirtschaft die Ertragsfähigkeit des Bodens zu steigern, und in St.

Louis rief er eine Anzahl landwirtschaftlicher Sachleute aus vielen Staaten zu einer Konferenz zusammen, um mit ihnen die Schritte zu beraten, die ohne Säumen überall getan werden sollten. Herr Houston empfahl vor allen Dingen, möglichst viel Weizen anzubauen. Einmal sei der Stand des Winterweizens bis dahin in diesem Frühjahr ein schlechter, zum andern seien alle Weizenvorräte der Vorjahre erschöpft und würden bis zur Ernte von 1917 ganz aufgebraucht sein; selbst wenn der Krieg morgen ende, würde man dennoch keine Überproduktion in Weizen zu befürchten haben. Es sollte daher so viel Boden wie nur möglich zur Weizenkultur benutzt werden.

Man kann gewißlich nicht den Farmer dafür verantwortlich machen, daß wir vor einer Teuerung stehen. Ist es freilich wahr, daß die Landwirtschaft der Vereinigten Staaten, trotz teilweise recht anerkenntniswerter Fortschritte, im Durchschnitt noch nicht auf der

Höhe der Zeit steht und deshalb die Bedürfnisse der Bevölkerung und die stark erhöhten Ansprüche des Welt Handels nicht immer in erwünschter Weise zu decken vermag, so ist doch dies noch viel unleugbarer, daß an der gegenwärtigen Knappheit der Brotfrucht vor allem andern die wilde Spekulation schuld ist, die gar nicht genug Weizen und Mehl außer Landes schaffen konnte. Waren denn nicht die Ernteerträge des letzten Jahres außerordentlich groß? Waren nicht bedeutende Vorräte aufgestapelt? Wo sind sie aber? Ei, England, Frankreich, Italien, Belgien und Rußland brauchten eine Unmenge Brots, sie zahlten gute Preise, die Ausfuhr blühte und lohnte sich je länger desto besser, und Amerika — sonst doch "America first"! — mußte das Nachsehen haben. Weizen kostet im Lande heute über \$2 den Bushel, und wohin mag der Preis noch steigen bis zur Ernte?



Ein Hinterhofsgarten.

f
f
a
b
b
b
e
e
nM
fi
e
bi
ke
ge
schru
n
zu
W
ei
tr
ge
G
mi
Er
get
we
pflbeb
nuß
fru
Abj
Bei
lichbis
nur
dod
Ein

e

e

unt

stra

Vor

ben,

Ziel

gan

ber

hoff

ist

auch

triel

aller

find

sten

gang

in

gem

Bode

aus

men

giebi

Wauf

ohn

Wo

und

gen

sprud

Das ist zweifellos keine verheißende Frühlingssausicht. Es ist daher hoch nötig, daß alle Farmer des Landes fleißig die Hände regen. Sollte man unter solchen Verhältnissen unter der Landbevölkerung Rekruten werben für den Krieg? Sollte man nicht vielmehr alle Vorkehrungen treffen gegen eine noch schlimmere Lebensmittelkrise, die in der nächsten Zukunft zu drohen beginnt? Wie gar, wenn eine Fehlernte eintrete? Im vorigen Jahre hat der Geber aller Gaben mit geringeren Ernten Amerika eine Warnung gegeben; dennoch sind die Vorräte gewinnflüchtig außer Landes geschafft worden, — um so fleißiger werde daher in diesem Jahre bedacht, wenn wir adern und säen und pflanzen, daß einer es ist, der allein das Gedeihen gibt!

Die Anregung, bei diesen teuren Zeiten in allen Städten die unbebauten Grundstücke und die Hintergärten zum Gemüsebau zu benutzen, ist noch fleißiger gepredigt worden und in weiten Kreisen auf fruchtbaren Boden gefallen. Ueberall unter dem Stadtbolke sind die Absicht und der feste Wille bemerkbar, in diesem Jahre durch eigene Versuche im Gartenbau die hohen Haushaltskosten so viel wie möglich herabzumindern. Dieser Vorsatz ist löblich und anerkennenswert.

Vom Plan bis zur Ausführung ist es aber doch eine ganze Strecke, und mancher, der die Schwierigkeiten unterschätzt, wird straucheln und sein Vorhaben aufgeben, bevor er ans Ziel gelangt. Denn ganz so leicht, wie der Laie es sich gewöhnlich vorstellt, ist der Gemüsebau auch im Kleinbetriebe nicht. Vor allen Dingen befinden sich die meisten Hintergärten ganz und gar nicht in gebrauchsfähigem Zustande. Der Boden besteht oft aus einem Gemenge von unergiebiger Erde und Bauschutt, auf dem ohne besondere Vorbereitungen und Anstrengungen selbst anspruchsvolle Ge-



Feierabend im Frühling.

oder anderen wohlschmeckenden Gemüsen auf den Tisch gebracht werden kann, erfordert der Garten stetige, tägliche Arbeit. Wer sie nicht scheut, wird aber für seine Mühe allerdings reichen Lohn finden, nicht bloß in der Verminderung der Haushaltskosten, sondern schon in der seinem Körper zuträglichsten Arbeit selbst, in der gesunden Bewegung im Freien, in der Herz und Gemüt erhebenden Freude am Gedeihen seiner Schützlinge auf den Gartenbeeten.

Hier läßt sich aber nachhelfen! Auch zum Gemüsebau im Hintergarten gehören gewisse Kenntnisse, und sie gehen leider vielen Städtern ab. Schon mancher, der sich ganz naiv einbildete, er habe mit der

Wäsche nur ein kümmerliches Dasein fristen. Der Boden muß also erst für den beabsichtigten Zweck hergerichtet, häufig sogar durch Auffahren von geeigneter Gartenerde verbessert werden. Auch dann wird er noch in der Regel sorgfältiger Düngung bedürfen, bevor man ihm die Saat mit Aussicht auf einen guten Ertrag anvertrauen darf. Und von dem Augenblicke an, da die junge Saat aufgeht, bis zum Tage, da ihre Frucht in Gestalt von Salat, Radieschen, Mören, Gurken, Bohnen, Erbsen, Kartoffeln

Aussaaten das Seine getan und für den Rest müsse die Natur sorgen, hat sich aufs unangenehmste entäußert gesehen, als die Natur ihre Mithilfe versagte und die schön aufgehenden Pflanzen vor seinen erschauten Augen dahinsiechten, von Ungeziefer überfallen, vom Unkraut überwuchert. In den Städten lassen daher jetzt die Tageszeitungen durch Gärtner und Fachleute viel wertvolle Belehrungen erteilen und alle mögliche Auskunft geben über die Anlage fleißiger und größerer Gärten, die Bodenbearbeitung, die Aussaaten, die Pflege der



Beim Frühjahrspflügen.

ferung
ner in
el un-
ht vor
genug
n nicht
groß?
aber?
auchten
hte und
merica
Landes
steigen

Gemüsepflanzen. Wer sich die Rat-
schläge der Sachkenner zu nütze
macht, wird lohnenden Vorteil da-
von haben. Doch in den Städten
steht noch ein zweites Mittel zu Ge-
bote, Gartenkenntnisse zu verbrei-
ten, und dieses Mittel ist für alle
Zukunft von nicht zu unterschätzen-
dem Werte. Das sind unsere Schu-
len. Dies Mittel wird ja in den
letzten Jahren auch bereits zur An-
wendung gebracht: in manchen der
Schulen werden die größeren Kin-
der in den Freizeiten dazu angehal-
ten, ein Gartenbeet in Arbeit zu
nehmen, zu besäen und die sprie-
henden Saaten zu pflegen. Es
wäre ein dankenswerter Beginn,
wenn alle Schulen hier hilfreich
einspringen und den Kindern prak-
tische Anleitung im Gemüsebau ge-
ben wollten.

Eile tut freilich not, denn die
Zeit der Frühjahrspflanzung rückt
rasch heran. Der Unterricht hat
aber nur unter der Voraussetzung
Zweck, daß man es ernst damit meint
und ihn nicht etwa bloß als ein
"fad", als eine Tändelei betreibt.
Er sollte von erfahrenen Personen
gegeben werden und nicht von
„Sonntags“-Gärtnern oder „Gärt-
nerinnen, deren Kenntnisse sich nur
auf Tulpenzwiebeln und Veranda-



Die kleine Gärtnerin.

blumenpflege erstrecken. Und da-
heim im Hausgarten sollten dann
die gesammelten Kenntnisse fleißig
weiter verwertet werden! An den
Kindern wird es dann sicher nicht
liegen, wenn die Hintergärten nicht
zu neuem Leben erwachen. Die
Kinder, auch die in der Stadt aufge-
wachsenen, stehen immer noch in
engerer Verbindung mit der Natur
und ihrem geheimnisvollen Walten
als ihre Eltern. Sie haben eine
tief wurzelnde Vorliebe für alle
Draußenarbeiten, und es fällt nie-
mals schwer, diesen Trieb durch
richtige Anleitung in praktische Tä-
tigkeit umzusetzen. Und von den
Kindern lernen es dann die Eltern,
erstens weil der Einfluß der lieben
Jugend hierzulande überhaupt schon
sehr ansehnlich ist, und dann, weil
die winkende Ersparnis sich vielfach
als starker Ansporn erweisen wird.
Wer wollte der Kleinen auf unserm
letzten Bilde nicht freudig zu-
rufen:

Liebe kleine Gärtnerin
Mit dem großen Spaten,
Wo du wirkst mit em'gem Sinn,
Muß es wohlgeraten!
Grabe, Mädchen, daß mit Rot
Sich die Wänglein decken,
Dann wird dir dein Butterbrot
Um so besser schmecken! W.



Grube Morgenrot.

Eine Erzählung aus dem Leben. Von Marie Blumer.



Auf der Kohlengrube „Morgenrot“ wurde Schicht gewech-
selt. Eine Schar von Bergleuten, die, durch ihre Ar-
beitsgenossen abgelöst, den dunkeln Tiefen entstiegen
waren, wandten sich den im weiten Halbkreise umherliegenden
Wohnungen zu. Die bleichen, geschwätzten Gesichter trugen
meist einen gleichgültigen oder finsternen Ausdruck, der auch in
ihrer ganzen Haltung lag.

So gingen sie tagaus tagein dem fauren, gefährvollen Be-
rufe nach, den ihre Väter schon erwählt hatten und ihre Kinder
immer wieder ergriffen. Dieses Leben, zur Hälfte im Schoße
der Erde zugebracht, wurde auch droben im Tageslicht von
manchen Schatten oft genug verdüstert. Sorgen und Mißhel-
lichkeiten, die, verschuldet oder unverschuldet, sich wie schweres
Bleigewicht auf die Gemüter senkten, waren es, die den einen
abstumpften und den andern fortrissen zu niedrigen Leidens-
schaften, um die Unzufriedenheit über die Widerwärtigkeiten
des Daseins eine Weile zu vergessen.

Auf dem freien Plage vor dem Einfahrtsgebäude standen
an einem lachenden Frühlingstage zwei Männer, die sich durch
ihre Kleidung und ihr ganzes Äußere von den Arbeitern un-
terschieden, im Gespräch miteinander. Der ältere von beiden,
der, groß und kräftig gebaut, noch in den besten Mannesjahren
stand, war der Bergdirektor Herwig, und der jüngere der neue
Obersteiger Frank, der vor wenigen Tagen erst auf der Grube
angestellt worden war. Dieser hätte nichts besonders Bemerk-
liches an sich gehabt, wenn es nicht das warme Aufleuchten
der klaren grauen Augen gewesen wäre, das von einer Le-
bensfreudigkeit Zeugnis gab, die, noch durch keine Enttäuschun-

gen getrübt und verbittert, zuversichtlich auf ein festes Ziel blickt
und ihre Kraft aus jenen geheimnisvollen Tiefen holt, wo ihre
Wurzeln liegen.

„Da sehen Sie's,“ sagte der Direktor mit gerunzelter
Stirn, als die letzten der Bergleute vorübergezogen waren.
„Kaum daß sie einen Gruß haben, kaum daß sie ihre Vorgesetz-
ten noch beachten, über die sie im Grunde gehässig, mindestens
geringschätzig denken. Das einzige ist, ihnen gegenüber völlige
Kaltblütigkeit zu bewahren.“

„Das ist eben nicht meine Sache,“ meinte der andere fin-
nend, während ein leiser Schatten über seine Züge flog.

„So?“ Herwig betrachtete ihn nicht ohne Verwunderung.
„Sie sehen doch nicht gerade wie ein Hitzkopf aus. Ich denke,
Sie sind bisher ganz gut mit den Leuten fertig geworden?“

„Hoffentlich wird es auch hier so sein, aber kaltblütig zu
werden, das hieße für mich: auf jede Hoffnung, auf jede Mög-
lichkeit einer Besserung der Zustände und Gesinnungen verzich-
ten! Und eine solche Hoffnungslosigkeit würde mir die Arbeit
zu schwer machen, weil sie Kraft und Mut lähmt.“

„Wenn das Ihr Ernst ist, so tut es mir leid, Ihnen schlechte
Aussichten für die Zukunft eröffnen zu müssen,“ fuhr der Di-
rektor fort, während sich ein gewisses Mitleid in seinen über-
legenen Ton mischte; „aber ich muß Ihnen dies sagen, um Sie
vor zu großen Enttäuschungen zu bewahren. Seit acht Jahren
bin ich auf Grube „Morgenrot“. Ich bin auch, wie Sie, nicht
ohne Hoffnungen und Erwartungen gekommen, ich habe ver-
sucht, was in meinen Kräften stand, aber, glauben Sie mir,
heute würde ich keinen Versuch wieder machen, weil ich einsehe,
daß alles vergebens ist. Die Grundlage fehlt, auf der die

Besserung allein möglich ist. Einem Geschlecht, das die christliche Kirche verachtet, das den Glauben von sich geworfen hat, ist nicht mehr zu helfen, und man muß es dem Schicksal überlassen, das es sich selbst bereitet. Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken; aber Sie werden verstehen, daß es für einen Mann wie ich, der von Haus aus in christlichen Grundsätzen erzogen ist, keine Gemeinschaft geben kann mit diesen Leuten, die dem Christentum feindlich gegenüberstehen."

"Vielleicht ist es manchmal die Unkenntnis, die sich als Feindschaft ausgiebt."

"Unkenntnis? Sehr milde ausgedrückt! Sie wollen ja an keinen Gott und keine Ewigkeit glauben! Nur die Vorteile für dieses Leben kommen überhaupt in Betracht. Was sie anerkennen sollen, das muß auch sichtbar sein. Sehen wollen sie, nur sehen!"

In Franks Augen war ein eigentümliches Leuchten aufgestiegen. "Das sollen und müssen sie auch, Herr Direktor," erwiderte er mit warmer, freudiger Ueberzeugung. "Und sie werden den Wert dessen, was sie jetzt verachten, wenigstens nicht mehr leugnen können, wenn sie sehen und erleben, wie das Christentum die glücklichsten Menschen macht!"

Hertwig fühlte sich immer durch Widerspruch geärgert, und obwohl er die Worte des Obersteigers kaum als solchen bezeichnen konnte, hätte er doch dessen einfache Zustimmung für passender gehalten. Er wünschte jetzt der Unterredung ein Ende zu machen und sagte herablassend: "Es soll mir lieb sein, in Ihnen einen Mann zu finden, der in der Hauptsache auf meiner Seite ist. Sie werden sich auch nicht schlecht dabei stehen, im übrigen aber die Erfahrungen machen müssen, die ich hier gemacht habe. Wir sprechen uns noch ein andermal darüber. Guten Abend für heute!"

Mit großen Schritten ging er seiner Wohnung zu, die sich in einem ansehnlichen, aus roten Backsteinen erbauten Hause befand, das etwas abseits von der Straße im Garten lag, dicht am Rande eines Riesenwäldchens, "die Schlucht" genannt.

In der Laube, nahe der Haustür, saß ein junges Mädchen, das bei seinem Erscheinen gähmend das Buch zuklappte, worin es gelesen hatte, und ihm verbrießlich zurief: "Nein, Vater, es ist nicht zum Aushalten! Ich werde noch krank vor Langweile. Es wird Dir doch schließlich nichts anderes übrig bleiben, als mich wieder nach Dresden zurückgehen zu lassen."

"Ein ganzes Jahr bist Du weg gewesen, und Du hast es nun schon am dritten Tage bei Deinem Vater satt?" erwiderte er nicht ohne Bitterkeit.

"Dann hättest Du mich überhaupt nicht fortlassen sollen," war ihre trohige Entgegnung; "nun habe ich einmal kennen gelernt, was das Leben bietet, und Du kannst nicht mehr verlangen, daß ich mein Leben auf dieser schrecklichen Grube verträuere."

"Du bist anspruchsvoll geworden, Berta," sagte er mit halbem Spott. "Dann paßt Du freilich nicht mehr hierher."

"Nein, das tue ich auch nicht; die ganze Umgebung, die Leute, alles ärgert mich hier. Heute hat es mit Deiner edlen Wirtschaftlerin schon wieder einen Krach gegeben; sie benahm sich höchst ungebührlich, — aber das lasse ich nicht durchgehen."

Der Direktor schwieg. Er wußte recht gut und hatte es selbst oft empfunden, daß Berta sehr unliebenswürdig sein konnte; aber es wäre ihm nicht eingefallen, gegen seine Tochter Partei zu nehmen, denn er fühlte wohl, daß ihr Charakter dem seinen nur zu sehr glich, und ebensowenig wie er sich ein Unrecht zugestanden haben würde, wollte er sie deshalb tadeln.

"Uebrigens," bemerkte er, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, "der Obersteiger hat eine Schwester in Deinem Alter; mit ihr könntest Du vielleicht etwas Verkehr haben."

Sie warf die Lippen auf. "Die Schwester des Obersteigers? Ich danke für Deine gute Absicht!"

"Es scheinen ganz wohlgesinnte Leute zu sein," fuhr er fort, "aber sie haben sich die Sache hier wohl anders gedacht. In seinem Berufe soll er ja tüchtig sein, viel Erfahrung vom Leben hat er sonst nicht."

Berta hörte nicht mehr auf seine Worte, sie sah ins Leere und überlegte im stillen, wie sie am schnellsten von Grube "Morgenrot" fortkommen könne.

Ihr Vater war heute abend so mißgestimmt wie lange nicht. Seine Gedanken kehrten immer wieder zu jenem kurzen Gespräch mit Frank zurück.

"Wie das Christentum die glücklichsten Menschen macht" — hatte er sich nicht so ausgedrückt? Hertwig konnte nicht finden, wo das Verkehrte in dieser Aeußerung lag, und doch wollte sie ihm nicht einleuchten. Hatte ihn, ihn selbst denn sein Christentum, das ihn so hoch über die anderen hinaus hob, sein

Der Schnitt im Frühling.

"Grafamer Mann, halt ein, halt ein!
Ach, habe Erbarmen und schone mein;
Es schneidet dein Messer so tief, so tief!"
Im Weinberg der Weinstock wehklagend rief.

Zum Weinstock im Weinberg der Winger spricht:
„Du nennst mich grausam, ich bin es nicht;
Was hart dir erscheint, ist lieb gemeint:
Wein trägt nur der Weinstock, der selbst geweint.

„Und schneidet mein Messer dir bis ins Blut,
Vertraue der Hand, die weiß, was sie tut.
Sie will dich nimmer dem Tode weihn;
Sie läßt dich wohl bluten — verbluten? Nein!“

Willst du, o Mensch, vor Weh vergehn
Und kannst nicht die Hand des Herrn verstehn,
Glaub' fest im Dunkel; einst schaust du's im Licht:
Gott läßt dich wohl bluten, verbluten — nicht!



Glaube, den er mit Nachdruck betonte und verteidigte, zum glücklichen Manne gemacht? Er hatte sich diese Frage noch niemals vorgelegt, andererseits aber oft genug den Grund seiner Verstimmung und Unzufriedenheit in den ihn umgebenden unruhigen Verhältnissen gesehen. Sein Leben stand vor seinen Augen, pflichtgemäß und vorwurfsfrei, aber ohne rechte Freude. Glückselig konnte er sich nicht nennen, auch nicht im eigenen Hause, wenn er von da draußen nichts sah und hörte. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. War er nicht ein Tor, daß er es für der Mühe wert hielt, sich Gedanken zu machen, weil er sein Leben mit dem Worte eines untergeordneten, unerfahrenen Menschen nicht zusammenreimen konnte?

II.

„Soll ich Dich noch ein Stündchen ins Freie bringen, Mutter? Es ist ein schöner, warmer Abend.“

„Ach ja, Charlotte, wenn Du mich allein heben kannst; Reinhold ist wohl noch nicht zurück?“

„Nein, aber es wird schon gehen, stütze Dich nur fest genug auf meine Schulter.“

Die Angeredete erhob sich, so gut es ging, aus ihrem Lehnstuhl, eine kleine, von der Krankheit gebeugte, gelähmte Gestalt, der jede Bewegung Schmerzen zu verursachen schien.

Aber das Mädchen umfaßte sie geschickt mit kräftigen Armen, trug sie hinaus und ließ sie vorsichtig auf der Bank vor dem Hause nieder. Dann holte sie den Lehnstuhl nach, in den sie die Mutter mit großer Sorgsamkeit hineinbettete, und setzte sich schließlich selbst mit ihrem Nähzeuge neben sie.

„Wie schön, daß wir dies Plätzchen haben,“ sagte sie fröhlich und ließ den Blick rings umherschweifen. „Hier kannst Du sogar ein Stückchen Welt sehen, Mutter. Das Dorf dort unten ist Treiblich; kannst Du den Kirchturm sehen? Dort rechts, und gleich dahinter die bewaldeten Bergzüge.“

„Ja, Kind, ich denke, wir werden uns hier schon gewöhnen; mir ist es ja am leichtesten gemacht!“

Charlotte sah forschend zu ihr hinüber, denn sie hatte den leisen, leisen Seufzer nicht überhört, der die letzten Worte begleitete. Sie wußte, wem er galt. Und ihre Gedanken vereinigten sich in diesem Augenblicke mit denen der Mutter zu dem stummen Flehen: Möchte nie, nie eine Stunde kommen, in welcher Enttäuschung und Verzweiflung das zerbitterte Leuchten in seinen Augen erlöschen, die warme Liebe in seinem Herzen erkalten lassen könnte!

Eine Weile schwiegen beide, dann begann die Tochter wieder: „Reinhold sagte heute von einer Bergmannsfrau, die schwer krank sei. Soll ich einmal hingehen, wenn Du so lange allein sein könntest?“

„Ja, tue es nur; ich bin gut aufgehoben. Nimm auch eine kleine Flasche von dem Himbeerjast mit; so etwas zur Erfrischung haben die Leute meist nicht.“

Das junge Mädchen tat das Geheißene und schlug den Weg nach der Arbeiterwohnung ein, wie ihr Bruder ihn beschrieben. Auf ihre Frage nach Frau Heinecke wurde sie von einem auf der Hausdielen spielenden Kinde an eine Tür gewiesen, zu der ein schmaler, dunkler Gang führte. Ein schwaches „Herein“ war die Antwort auf ihr Klopfen, und Charlotte befand sich in einem Raume, der nicht gerade ärmlich ausgestattet war, in dem aber eine unbeschreibliche Unordnung herrschte. Nicht ein Stuhl war da, der nicht mit irgendwelchen Kleidungsstücken belegt gewesen wäre, und auf dem Tische standen Speisereste, Urneigläser, Brot und leere Flaschen in heillosen Verwirrung durcheinander, so daß kein freier Platz mehr vorhanden war.

In einer Ecke schlugen sich zwei Kinder um ein Spielzeug, und im Hintergrunde, in dem gut überzogenen Bette, lag die kranke Frau, auf deren Gesicht die Fieberhitze brannte.

Charlotte trat an die Kranke heran. „Ich habe von Ihrer Krankheit gehört, Frau Heinecke, durch meinen Bruder, den Obersteiger, und möchte sehen, wie es Ihnen geht, und ob Sie jemand zu Ihrer Hilfe haben.“

Die Kranke schüttelte den Kopf. „Die Frauen haben alle selbst ihre Arbeit — es muß gehen, wie es geht. Ach Gott, Sie sehen ja, wie es hier aussieht — ich kann nichts dafür!“

Sie machte einen schwachen Versuch, sich aufzurichten, fiel aber gleich wieder zurück.

„Liegen Sie ruhig und sprechen Sie nicht viel,“ fuhr Charlotte fort, ihr sanft die Kissen zurechtschiebend, „ich will wenigstens für Sie tun, was ich kann.“

„Nein, lassen Sie nur lieber,“ wehrte die Frau ängstlich, „ich weiß nicht, ob mein Mann es gern sieht.“

„Aber wenn Sie niemand anders haben? Es geht nicht, daß Sie hier so allein liegen. Soll ich Ihnen nicht etwas zu trinken geben?“

„Ach ja, ich habe immer Durst.“

„Aber das Wasser hier in der Stube ist ganz warm, ich will erst frisches vom Brunnen holen.“

Sie ging und kam gleich darauf mit dem frischen Trunk wieder, dem sie von dem mitgebrachten Saft zuzugab.

„O, das tut gut!“ sagte die Kranke, als sie das Glas von den Lippen setzte.

„Wer kocht Ihnen denn jetzt etwas?“ fragte Charlotte teilnehmend.

„Mein Mann kocht Kaffee, und sie essen Brot dazu. Ich kann ja doch nichts essen.“

Charlotte seufzte und nahm sich vor, für eine Krankensuppe zu sorgen. „Ich will nun noch ein bißchen aufräumen und das Geschirr waschen,“ fuhr sie fort und ging ohne Besinnen an die Arbeit, so daß bald unter ihren Händen die Ordnung ziemlich hergestellt war.

Als sie eben noch das letzte wegräumte, kam der Bergmann Heinecke herein, der sie mit mißtrauischem Blicke musterte und, ohne ihren Gruß zu erwidern, sich breit vor sie hinstellte und fragte, ob sie etwas von ihm wolle.

„Nein,“ entgegnete sie so ruhig wie möglich, „ich wollte nur Ihrer armen Frau, die schlimm genug daran ist, zu Hilfe kommen.“

„Ist nicht nötig,“ rief er höhnisch, „wir werden auch ohne Sie fertig! Für die Hilfe danken wir! Weiß schon, wer Sie sind, und was Sie meiner Frau vorpredigen wollen. Das weiß ich alles schon, daß der Obersteiger auch so einer sein soll wie unser Direktor hier! Der, ja der“ — er ballte die Faust und lachte häßlich — „der ist so fromm, daß er für unsereins schon die besten Plätze in der Hölle vorbestellt hat. Pfui, der sollte mir mal ins Haus kommen! Solche Leute haben nichts bei mir zu suchen!“

Bei den letzten Worten hatte er einen so drohenden Ton angenommen, daß die Frau beunruhigt mit den Händen Zeichen machte.

„Ich bin gekommen, weil es mir leid tat, daß Ihre Frau so krank ist,“ versetzte Charlotte mit leise bebender Stimme, „ich habe selbst eine kranke Mutter zu Hause und weiß daher, wie Hilfe not tut.“

Heinecke wollte etwas erwidern, aber in diesem Augenblicke trat der Doktor ein, der ein sehr ernstes Gesicht machte, als er die Untersuchung beendet hatte.

sag
sen
dan
gle
ein
bei
Gie
neu
sich
ber

ant:
es
mac

brin
die
berst
stim
einn
Beho

schlo
bleib
tenpl

lige,
währ
want

wie e
auszu
zu m
nichts
davor

(
auf d
trat u
wider
sie, n
forge
In ei
Suppl
e
Vorha
ihrem
hatte.
wurde,
ihrer f
sonst t
“(
Schwe
fügte e
Wirken
als un
“S
die Ari
sen, der
Wie za
hast mi
mer wi

„Ich dachte es mir schon,“ sagte er unzufrieden, „Sie müssen sofort Eis beschaffen, und darum habe ich den Eisbeutel gleich mitgebracht. Haben Sie eine zuverlässige Person, die bei Ihnen wacht? Denn das Eis muß alle halbe Stunde erneuert werden.“ Er wandte sich fragend an den Bergmann, der finster vor sich hinsah.

„Ich habe Nachtschicht,“ antwortete er kurz, „aber wenn es sein muß, läßt es sich machen.“

„Nein, Ihre Frau braucht dringend eine weibliche Hilfe, die etwas von Krankenpflege versteht,“ erklärte der Arzt bestimmt. „Ich sage Ihnen noch einmal, daß sie sorgfältigerer Behandlung bedarf als bisher.“

Da stand Charlotte entschlossen auf: „Ich werde hier bleiben, ich weiß mit der Krankenpflege Bescheid.“

Einen Augenblick schien es, als wenn Heinecke eine unwillige, abwehrende Bewegung machen wollte, aber er schwieg, während der Doktor sich ohne Umstände nur an Charlotte wandte und ihr genaue Verhaltensmaßregeln gab.

„Richten Sie sich streng darnach, ich will morgen sehen, wie es steht,“ schloß er und winkte dem Bergmann, mit hinauszu kommen, um ihn rückhaltlos auf die Gefahr aufmerksam zu machen. „Wenn jetzt nicht alles befolgt wird, kann ich für nichts einstehen,“ war sein letztes Wort, als er achselzuckend davonging.

Charlotte entging nicht der Zug tiefer Niedergeschlagenheit auf dem finsternen Gesichte des Mannes, als er wieder hereintrat und sich schweigend in eine Ecke setzte. Sie wußte, daß die widerstrebendsten Gefühle in seiner Brust arbeiteten. So sagte sie, mehr zu der Frau gewandt: „Ich gehe jetzt und besorge meine Mutter; unterdessen lassen Sie das Eis holen. In einer halben Stunde bin ich wieder hier und bringe Ihre Suppe mit.“

Sie war gewiß, daß sowohl die Mutter wie Reinhold ihr Vorhaben billigen würden, war es doch nicht das erste Mal in ihrem Leben, daß sie andern in ähnlicher Weise beige standen hatte. Frau Frank hielt immer darauf, daß Hilfe geleistet wurde, wo sie gerade am nötigsten war, und sie entbehrte in ihrer selbstlosen Art gern einmal eine Bequemlichkeit, da sie es sonst doch so gut hatte, wie sie stets betonte.

„Gott mit Dir!“ sagte der Obersteiger warm, als er seine Schwester nachher hinausbegleitete, und mit leisem Seufzer fügte er hinzu: „Euch Frauen ist es leichter gemacht, durch Wirken und Wandel die Draußenstehenden zu erreichen, als uns.“

„O Reinhold, Du, Du darfst das nicht sagen!“ rief sie, die Arme um seinen Hals schlingend. „Bist Du es nicht gewesen, der mir immer das beste Beispiel und Vorbild gegeben hat? Wie zaghaft und ungeschickt habe ich mich oft benommen — Du hast mich erst zu der mutigen Zubeisicht erzogen und mir immer wieder beige standen mit Rat und Tat. Ich hätte nie ge-



Die Tröstung in Kriegszeit.

lernt, die Menschen zu verstehen und zu behandeln, wenn Du mir nicht geholfen hättest!“

Er legte ihr schnell die Hand auf den Mund. „Still, still, mein Schwesterchen, wir wollen uns nichts vorhalten! Wir haben ja beide denselben Lehrmeister, bei dem man nie auslernen kann.“

Als Charlotte die Arbeiterwohnung wieder betrat, war Heinecke schon fortgegangen. Damit hatte er ihr Wiederkommen stillschweigend vorausgesetzt und gebilligt.

Die Kranke fieberte stark und klagte über Schmerzen, wurde aber im Laufe der Nacht ruhiger. Als sie morgens eingeschlafen war, zog Charlotte leise die Kinder an und schickte sie hinaus, kochte eine Suppe und reinigte das Zimmer, so daß die Frau sich ganz erstaunt umsah, als sie aufwachte, und meinte: „Ja, wenn man für nichts zu sorgen braucht, wird es schon besser.“

Der Doktor kam und sprach seine Befriedigung aus, verhehlte aber nicht, daß Pflege noch länger nötig sein würde.

Um ihre Mutter darüber nicht zu vernachlässigen, bat Charlotte einige Frauen um stellentweise Vertretung, und sie stieß auf geringeren Widerstand, als sie nach Frau Heinedes Reden erwartet hatte.

„Glauben Sie es, Fräulein, man hat selbst seine Last,“ hieß es, „aber wenn Sie das tun — dann muß das auch mal möglich gemacht werden.“

Obwohl Charlotte in den nächsten Tagen dort noch aus- und einging, sah sie Heinecke fast nie; er schien ihr absichtlich aus dem Wege zu gehen. Nur einmal machte seine Frau die schüchterne Bemerkung: „Mein Mann hält ja wohl nichts von den Frommen, aber er hat doch gemeint, daß es mit Ihnen noch etwas anderes wäre als mit dem Direktor!“

III.

Als Berta einige Tage später aus der Haustür trat, begegnete sie auf der Freitreppe dem Obersteiger, der grüßend stehen blieb. Mit nachlässigem Kopfnicken wollte sie an ihm

vorübergehen, als er sie einfach anredete: „Ich möchte Herrn Direktor Herwig sprechen. Wollen Sie mich, bitte, zu ihm führen?“

Berta fand es empörend, daß ein Untergebener ihres Vaters etwas von ihr beanspruchte, das wie eine Dienstleistung aussah, noch dazu in einem Tone, als ob das ganz selbstverständlich wäre.

„Ich bin kein Diensthote,“ versetzte sie hochmütig. „Sie können selbst hineingehen, da wird man Ihnen Bescheid sagen.“

Der Obersteiger verbeugte sich schweigend, aber sie sah doch, wie es halb belustigt, halb mitteilig um seine Lippen spielte, und sie ärgerte sich deshalb über diesen „ungebildeten“ Menschen, aber im Grunde eigentlich doch noch mehr über ihr eigenes Betragen, das ihr auf einmal überaus kindisch und albern erschien.

Sie sagte sich zwar, daß es ihr völlig gleichgültig sein könne, was ein Obersteiger von ihr denke; aber im stillen wünschte ihre Eitelkeit doch eine Gelegenheit herbei, ihm wieder zu begegnen, um durch herablassende Liebenswürdigkeit Eindruck zu machen, so wie es ihr in Dresden bei viel höher gestellten Herren schon gelungen war. Am letzten Sonntage hatte sie seine Schwester auf dem Kirchwege kennen gelernt — „ein ganz nettes, aber unbedeutendes Mädchen“, wie sie urteilte, — und sie nahm sich vor, eines Abends zum Obersteigerhause hinunter zu gehen, um bei den einfachen Leuten durch glänzende Schilderung ihrer Genüsse und Erfolge in Dresden Staunen zu erregen. Sie freute sich schon ordentlich darauf, sich wieder einmal bewundern zu lassen, woran sie gewöhnt war, und was sie hier zu Hause besonders schmerzlich vermißte. Wie von ungefahr schlenderte sie die Straße hinab, aber sie konnte sich eines triumphierenden Lächelns nicht enthalten, als sie nicht nur Charlotte, sondern auch deren Bruder vor der Haustür sitzen sah. Die erstere war mit einer groben Nahrung beschäftigt und sah erst auf, als Reinhold sich grüßend erhob und Berta dicht vor ihnen stand.

„Ich setze mich ein wenig zu Ihnen,“ sagte diese mit herablassender Freundlichkeit, nachdem sie Charlotte die Hand gereicht, den Obersteiger aber nur mit einem Kopfnicken begrüßt hatte. „Wie finden Sie es denn auf Grube, Morgenrot? Eine traurige Einöde, nicht wahr? Man weiß wirklich nicht die Tage hinzubringen.“

„D,“ entgegnete Charlotte einfach, „sie sind mir bis jetzt nie zu lang geworden.“

„Aber was fangen Sie denn an? Sie können doch nicht von früh bis spät in Ihrem kleinen Haushalte zu tun haben?“

„Unser Mütterchen, das ich eben zu Bett gebracht habe, ist sehr der Pflege bedürftig. Sie kann fast keinen Handschlag selbst tun, da sie schon seit vielen Jahren von der Gicht gelähmt ist. Durch Vorlesen kann ich ihr wenigstens etwas Unterhaltung verschaffen.“

„Ach, wie schrecklich!“ entfuhr es Berta, aber das bezog sich weniger auf das Leiden der alten Frau als auf das ihr trostlos erscheinende Tagewerk der Tochter.

Als habe er ihre Gedanken erraten, mischte sich der Obersteiger ins Gespräch und bemerkte ernsthaft: „Uebrigens ist unsere Mutter anspruchslos genug, ihr trotzdem Zeit zu mancher Nebenbeschäftigung zu lassen.“

„Zum Beispiel?“ fragte Berta jetzt wirklich interessiert.

„Zum Beispiel,“ wiederholte er lächelnd, auf die Handarbeit deutend, die seine Schwester auf dem Schoße hielt, „zum Beispiel flickt sie die Sachen der alten Kranten da drüben, die

ja auch keinen Finger rühren kann und sich neulich so bitter beklagte, daß ihre Schwiegertochter sie ganz vernachlässige.“

„Das tun Sie?“ Berta machte so große Augen und sah so verblüfft aus, daß Charlotte herzlich lachen mußte. „Aber warum tun Sie denn das?“

„Nun, weil es mich freut, auf diesem alten, grämlichen Gesichte auch einmal einen freundlichen, zufriedenen Ausdruck zu sehen.“

„Das verstehe ich nicht, wie man um einer so zweifelhaften Freude willen sich solche häßliche Arbeit machen kann.“

„Sie werden vielleicht manches nicht verstehen, Fräulein Herwig, was meine Schwester tut,“ nahm Frank wieder das Wort. „Dies hier ist noch nicht das Wunderlichste.“

In diesem Augenblicke ging in einiger Entfernung ein Mann quer über die Straße.

„Ach, das ist Heinecke,“ rief Charlotte plötzlich aufspringend; „ich muß ihn doch fragen, wie es seiner Frau geht.“ Und schnellfüßig eilte sie dem Bergarbeiter nach, der stehen blieb und zögernd ihre dargebotene Hand nahm.

„Ist das nicht der schwarze Heinecke?“ wandte sich Berta entsetzt an ihren Nachbar. „Das ist doch einer der schlimmsten von den Sozialdemokraten! Um Gottes willen, wie kann Ihre Schwester sich mit diesem Menschen einlassen?“

„Seine Frau war kürzlich sehr schwer krank,“ entgegnete Frank ruhig, „da hat Charlotte ihr die nötigste Hilfe geleistet und ist auch des Nachts mal dort geblieben. Daher die Bekanntschaft.“

Sie sah ihn sprachlos an. „Billigen Sie denn das, was Ihre Schwester tut?“ fragte sie endlich.

„Warum sollte ich nicht?“ antwortete er, und seine Augen waren über sie hinweg sinnend ins Weite gerichtet, „das Leben ist so kurz — sollten wir da nicht so viel wie möglich einer für den andern tun?“

Verwirrt blickte Berta zu Boden. Sie wußte wirklich nicht, was sie darauf sagen sollte, aber er schien auch gar keine Antwort zu erwarten. Gleich darauf kam Charlotte zurück, die erfreut berichtete, daß es Frau Heinecke besser gehe, und daß sie versuchen solle, aufzustehen.

„Aber die Suppe schide ihr doch noch in den nächsten Tagen,“ meinte der Bruder, „sie wird bei besserer Ernährung sich schneller wieder erholen.“

„Gewiß, das habe ich ihm schon gesagt,“ erwiderte sie, ihre Arbeit wieder aufnehmend; „er wollte es auch gern annehmen. Weißt Du, Reinhold, er war heute schon weit freundlicher.“

„Denken Sie sich, er hätte meine Schwester das erste Mal nämlich fast hinausgeworfen,“ wandte sich der Obersteiger an Berta, erheitert durch den Ausdruck des Schreckens, der sich dabei in ihren Zügen malte.

„Und dann sind Sie doch wieder hingegangen?“ rief sie in aufrichtiger Empörung. „Sie konnten sich ja den schrecklichsten Dingen aussetzen! Nein, das begreife ich nicht!“

„Es war nicht ganz so schlimm,“ lächelte Charlotte. „So furchtsam bin ich ja nicht; mir tat die Frau leid, die wirklich in einer bedauernswerten Lage war. Wie Sie sehen, ist mir auch nichts geschehen,“ setzte sie fröhlich hinzu.

„Sie kennen die Leute hier noch nicht,“ redete Berta mit Eifer weiter, „sie sind gar zu schlecht; ich weiß es ja von meinem Vater, der früher auch manches Almosen hingegeben, aber nichts als Unbunt geerntet hat.“

„Ich habe immer gefunden, daß sie mehr beanspruchen,“ bemerkte Frank.

„Sehen Sie,“ unterbrach sie ihn erfreut, „immer unver-

schämter, immer unzufriedener werden sie nur dadurch. So haben Sie es doch also auch erfahren."

"Ich meinte etwas anderes, Fräulein Herwig; sie wollen auch etwas fühlen von dem rechten Beweggrund."

"Was meinen Sie damit?"

"Ich meine die Liebe, durch die wir, nach Gottes Gebot, in ihnen unsere Brüder sehen sollen."

"O, mit Gottes Gebot dürfen Sie ihnen ja nicht kommen," rief sie schnell ausweichend, "sie verachten es ja! Mein Vater hat es ihnen hin und wieder auch vorgehalten, aber dann hatte er ganz verspielt und stieß auf den härtesten Widerstand; es fehlt ihnen jedes Verständnis dafür."

"Ich glaube dennoch, daß die Liebe, die ihre Sorgen würdigt und ein Verständnis mitbringt für ihre Freuden und Leiden, eine Sprache ist, die wohl jedes Herz versteht. Wenn sich auch viele in Haß und Trotz dieser Sprache verschließen, sie darf doch nicht zum Stillschweigen gebracht werden. Ihre Wirkungen werden wir aber auf Erden nie völlig ermessen können."

"Halten Sie es denn nicht für nötig, daß das Volk zum Glauben zurückkehrt?" warf Berta ein, froh, sich mit einem von ihrem Vater oft gehörten Ausdrucke wichtig machen zu können.

"Gewiß halte ich das für nötig," antwortete er ernst, "aber ich wüßte nicht, auf welche andere Weise das in unserer Zeit geschehen könnte als dadurch, daß die, die Christen sein wollen, mit allem Fleiß diese besonders verständliche Sprache erlernen, um Wegweiser sein zu können im Reiche Gottes, die die Draußenstehenden nötigen hereinzukommen."

"Aber das können schließlich nur wenige."

"An seinem Teile jeder. Natürlich in verschiedenem Maße, je nach der Lebensstellung und nach den Fähigkeiten. Es kommt zuletzt immer auf die Treue an, mit der unsere Lebensarbeit getan wird."

Durch das geöffnete Fenster wurde jetzt ein leises Rufen hörbar, und Charlotte eilte, um nach der Mutter zu sehen.

"Ich hätte auch schon längst gehen müssen," rief Berta erschrocken, "es ist wirklich schon recht spät geworden! Ich wage mich sonst um diese Zeit nie mehr allein hinaus, seit ich einmal auf diesem kurzen Wege so grob belästigt wurde."

"Ich bringe Sie gern nach Hause, wenn Sie sich fürchten," sagte der Obersteiger mit ruhiger Höflichkeit, und sie besann sich keinen Augenblick, das Anerbieten anzunehmen. Von Charlotte verabschiedete sie sich mit natürlicher Freundlichkeit und lud sie zu recht baldigem Besuche ein.

Der Mond stand voll und klar am Himmel, als die beiden den Weg über die Grube zurücklegten. Lau und still war die Mainacht, die sich auf sanften Schwingen leise, leise auf die Erde herabsenkte. Ab und zu trug ein Lufthauch den Duft des blühenden Fiebers aus den Gärten herüber, und in dem dichten Buschwerk der Schlucht schlug eine Nachtigall. Rein Mensch begegnete ihnen, sie sprachen wenig miteinander. Aber als das Haus erreicht war und Frank sich zum Abschied nur verneigte, da wußte Berta selbst nicht, wie es kam, daß sie die Hand ausstreckte und dem Untergebenen ihres Vaters für seine Begleitung dankte und sogar wegen ihres unziemlichen Benehmens bei



Selbstbestellung in Kriegsländern.

der ersten Begegnung einige verlegene Entschuldigungsworte hinzufügte.

"Du bist ja lange ausgeblieben," sagte der Bergdirektor, als sie, um gute Nacht zu sagen, in sein Zimmer kam. "Natürlich wieder von Dresden geschwärmt!"

Sie wurde ganz rot, denn jetzt fiel ihr erst wieder ein, was sie sich vorgenommen hatte. "Ach nein, eigentlich gar nicht."

Er schüttelte den Kopf. "Dann soll mich wundern, was Du geredet hast; hier zu Hause weißt Du doch nichts anderes."

Ja, Berta wunderte sich selbst im höchsten Grade. Sie konnte an diesem Abend lange nicht schlafen und dachte darüber nach, wie es nur gekommen sei, daß sie gar nicht ausgeführt, was sie gewollt hatte. Diese einfachen Menschen, deren Bewunderung sie hatte herausfordern wollen, hatten die Rollen mit ihr getauscht, so daß sie selbst aus dem Staunen gar nicht herausgekommen war. Sie, die gemeint hatte, ihnen einen angenehmen Zeitvertreib zu gewähren, hatte fast nur zugehört, war immer nur die Nehmende gewesen. Und sie fühlte, daß das, was sie hätte sagen können, hier schwerlich den erwarteten Eindruck gemacht haben würde. Das, was den Inhalt ihres Lebens ausmachte, um das sich ihr Denken und Sinnen brennte — das kam ihr gar nicht mehr so wertvoll vor. Etwas Neues, Großes, worüber sie noch nie nachgedacht, hatte sie kennen gelernt — das, was jene Leute Lebensarbeit nannten! Und zum erstenmal überkam sie ein sehr demütigendes Gefühl — das Gefühl ihrer völligen Unfähigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Unser Hausarzt.

Der Mensch und der Frühling. Nach der langen Winternacht überall ein heißes Sonnenfehnen! Busch und Baum suchen die Schutzhüllen der Knospen zu sprengen. Herber und doch würziger Erdgeruch zeugt von einer treibenden Werbekraft, die anregt und zugleich beunruhigt. Mächtig arbeiten in den Pflanzen die gährenden Säfte. Die Tiere leiden unter der Mauserung ihres Winterkleides. Auch in unserem Organismus geraten gleichsam die Säfte in Gärung: eine erschlassende Mauserung ergreift den Körper. Leicht Hautausschläge, Blüthen und Pickeln brechen bei vielen hervor; Müdigkeit und Mattigkeit, Verschlagenheit, verbunden mit eigentümlichen Gliedererschmerzen, treten ein. Dazu kommen bei manchen noch Kopfschmerzen, Schwindel, Nasenbluten. Ein gewisses Benommensein hält die Sinne gefangen und steigert sich bisweilen sogar zur sogenannten „Frühjahrs-Melancholie“, die manche Menschen alljährlich befällt. Solche Unglücklichen werden dann ganz schwermütig und können sich beim besten Willen nicht aufraffen. Es ist eine geheimnisvolle Macht, die sie aus dem seelischen Gleichgewicht bringt. Bewirkt bei diesen Personen der Frühling eine Stimmumstellung „zum Tode betäubt“, so ruft er bei anderen wieder ein „himmelhoch Jauchzen“ hervor. Dieser merkwürdige Einfluß des Frühlings auf den Menschen ist nach den verschiedensten Richtungen von Forschern untersucht worden. So wies schon Darwin darauf hin, daß die Dauer verschiedener Krankheiten im Frühjahr meist eine kürzere ist als in den anderen Jahreszeiten. Lombroso hat sich der Mühe unterzogen, eine genaue Aufstellung über die bedeutendsten Entdeckungen der Physik, Chemie und Astronomie zusammenzufstellen, aus der sich ergibt, daß die meisten und bei weitem auch die wichtigsten derselben im Frühjahr gemacht wurden. Eine den Ärzten bekannte Tatsache ist es, daß Idioten im Frühjahr meist zu einer etwas erhöhten geistigen Regsamkeit erwachen. Messungen an neunjährigen bis fünfzehnjährigen Knaben haben ergeben, daß im Frühjahr die Gewichtszunahme am geringsten, das Längenwachstum aber am größten ist. Freilich werden auch bestimmte Krankheiten im Frühling begünstigt; so wird bei der Gehirnerweichung dann immer ein deutliches Ansteigen beobachtet. Woher stammt dieser vielseitige Einfluß auf Körper und Geist? Die physiologische Wissenschaft kann darüber wenigstens einigen Aufschluß geben. Die im Frühjahr gänzlich veränderte Beschaffenheit der Atmosphäre übt auf alle Tätigkeiten unseres Organismus eine gewaltige Wirkung aus. Die bedeutende Luftfeuchtigkeit, der Wasserdampfreichtum, die feuchtwarme Treibhausluft draußen beeinflussen entschieden die Zellen und Gewebe des Körpers. Die Atmung wird mächtig gefördert; unwillkürlich atmet man tiefer; es dehnt und weitet sich die Brust. Dabei findet eine bedeutend vermehrte Ausscheidung der giftigen Kohlensäure und gesteigerte Aufnahme des belebenden Sauerstoffs statt. Das muß natürlich einwirken auf Muskeln, Nerven und Sinne. Der ganze Stoffwechsel wird in Wallung, in Umwälzung gebracht. Dies ruft vielfach Schmerzgefühl hervor, wie z. B. die Mauserung beim Kanarienvogel, der dann mißmutig, eknustig, sanglos in seinem Käfig sitzt. Aber es wirkt dabei noch etwas anderes mit, etwas Unerforschtes, das Einfluß hat auf die Wiederkehr dieser körperlichen und geistigen Umwälzungen im Frühjahr. Die Gewebe des Organismus machen gewisse chemisch-physikalische Veränderungen unter Einwirkung der Jahreszeit durch, die uns vollständig unbekannt sind. Auch viele Krankheiten kommen und schwinden ja zeitweilig, z. B. Fieber, epileptische Anfälle, Migräne, Neuralgien. Dieses unbekannte Etwas spielt jedenfalls eine Rolle bei den regelmäßig jedes Jahr wiederkehrenden Frühjahrsempfindungen guter oder böser Art. Was ist da die beste Arznei? fragt wohl der Leser. Gewiß: Luft, viel Luft, und daneben: in Gottes allmächtiges Schöpfungswerk mit gläubigem Auge feinsinnend und durchs Wort der Wahrheit belehrt sich vertieft, wird auf Seele und Leib den wohlthuendsten Einfluß genießen.

Das Ausstrecken beim Erwachen. Nur verhältnismäßig wenige Menschen leisten sich beim Erwachen so umfassende Übungen, wie alle höheren Tiere, ihrem Instinkte folgend, sie regelmäßig durchmachen. Dazu gehören Tiefatmen und Strecken und Ausdehnen des Körpers in verschiedenen Richtungen. Der Mensch, auch wenn er sich mehr Zeit zwischen dem Augenblick des Erwachens und dem ersten Aufrechtstehen nimmt, vollbringt in dieser wichtigen Zwischenpause meistens bedeutend weniger. Es ist allerlei zur Er-

klärung des Sichstreckens als eines unwillkürlichen, natürlichen Aktes, welcher das Erwachen begleitet, geschrieben worden, aber viele wissen die wirkliche Bedeutung desselben noch nicht, — sonst würden sie vermutlich mehr Gebrauch davon machen. Nach einer neuerlichen wissenschaftlichen Klarlegung dehnt das Strecken den Körper in der Weise aus, daß die Adern, in welchen die Entwicklung von Blutströmungen mit der größten Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist und in denen auch der Blutdruck sich am schwächsten geltend macht, verlängert werden, was zur Folge hat, daß das Blut leicht aus den Arterien, in denen der Druck am stärksten ist, durch die gewöhnlichen Adern nach dem Herzen zurückfließt. So wird der Umlauf des Blutes zu einem gleichmäßigeren gemacht und überall angeregt, wo es nötig ist. Verwandt damit ist das Gähnen; es ist eine Kraftübung der Lungen, wie das Strecken ein Gähnen der Muskeln ist.

Gegen Katarrh. Bei hartnäckigen Katarrhen, Husten, Heiserkeit bewährt sich der Leinsamentee ganz vorzüglich. Wichtig aber ist, daß dieser Tee richtig zubereitet wird. Das geschieht leider nicht immer. Viele sind der Ansicht, einen besonders wirksamen Tee herzustellen, wenn sie die Droge gut abkochen. Diese Methode ist grundfalsch. Als der wirksamste Bestandteil der Leinsamenteeen ist nämlich der Schleim anzusehen, welcher erwießenermaßen von kaltem Wasser viel leichter aufgenommen wird als von warmem. Man verfahre daher in der Weise, daß man einen gehäuften Eßlöffel Leinsamen (gemahlen) mit einem Quart kalten Wassers übergießt, die Mischung unter bisweiligem Umrühren eine halbe Stunde oder länger stehen läßt und dann durchgießt. Der Patient trinkt alle drei Stunden eine halbe Tasse dieses Tees. Auch MagenGeschwüre, Magentumoren, sehr schmerzhaftes Magenkatarrh, Stuhlverstopfung, Blasenkatarrh, Harnröhrenkatarrh im akuten Stadium erfordern Leinsamentee. Diese glykosenreiche, schleimige Flüssigkeit schützt die Magenwände vor saurem Magenast, sie hüllt den trockenen Darm in Schleim ein, erzeugt Stuhlgang und kann sogar chronische Diarrhöen stillen, wenn sie aus Mangel an Darmschleim erfolgen.

Verschluckte Gegenstände. Es kommt gerade bei Kindern häufig vor, daß sie Knöpfe, Münzen, Nadeln u. dgl. verschlucken, und die geängstigte Mutter weiß sich keinen Rat, was nun zu tun ist. Bei glatten Gegenständen ist die Gefahr nicht allzu groß, denn sie gehen gewöhnlich, ohne Schaden anzurichten, von selbst wieder ab. Handelt es sich aber um spitze oder scharfe Stücke, so liegt doch die Gefahr nahe, daß solche Gegenstände den inneren Organen schwere Verletzungen beibringen können, und man muß daher rechtzeitig einer solchen Gefahr vorbeugen. Selbst wenn die Nadel glatt durch die Speiseröhre in den Magen gelangt ist und auch hier fürs erste keinerlei Beschwerden verursacht, darf man nicht glauben, daß alles gut abgelaufen. Eine Nadel kann sich wochenlang im Körper befinden, um dann im glücklichsten Falle unter schmerzhaften Eiterungen an irgendeiner Stelle zum Vorschein zu kommen. Mitunter kann sie aber auch im Innern derartige Zerstörungen anrichten, daß monatelanges Krankenlager, Operation oder der Tod die Folge ist. Hat das Kind eine Nadel, ein Stück spitzen Metall o. dgl. verschluckt, so gibt es ein billiges und einfaches Mittel, welches in den meisten Fällen weiteren Schaden verhütet: die Kartoffelfur! Man läßt den Kranken so viele weichgekochte Kartoffeln essen, als er nur irgend vertragen kann, und zwar in verschiedener Form, als Brei, mit Butter u. s. w. Die Kartoffeln hüllen im Magen den verschluckten Gegenstand ein, verhindern auf diese Weise eine Verletzung der Magen- und Darmwände und führen ihn unschädlich ab. Es ist gut, wenn man einige Stunden darauf ein Abführmittel gibt, um dann noch einmal zur Sicherheit Kartoffelbrei zu reichen. Aber auch bei nicht spitzen Gegenständen ist es gut, die Kartoffelfur anzutenden, damit diese harten Stücke nicht im Magen bleiben. Man kann bei dieser Kur mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der verschluckte Gegenstand abgeführt wird. Hat man gekochte Kartoffeln nicht zur Hand, so reiche man große Stücke Butter oder eingeweichtes Weißbrot. Sicherer aber sind die Kartoffeln, wenn auch Butter und weiches Weißbrot schon manchem geholfen haben.

Wie auch die Zukunft sich noch mag gestalten, Man soll doch stets auf die Gesundheit halten; Und man kann wirklich nichts „Gesünderes“ machen Als ab und zu sich einmal „krank“ zu machen.

Dänisch-Westindien jetzt amerikanischer Besitz.

Seit 50 Jahren hatten die Vereinigten Staaten Bemühungen unternommen, Dänisch-Westindien unter ihre Flagge zu bringen. Endlich, am 31. März dieses Jahres, wurde es unter formellen Zeremonien beverflichtigt.

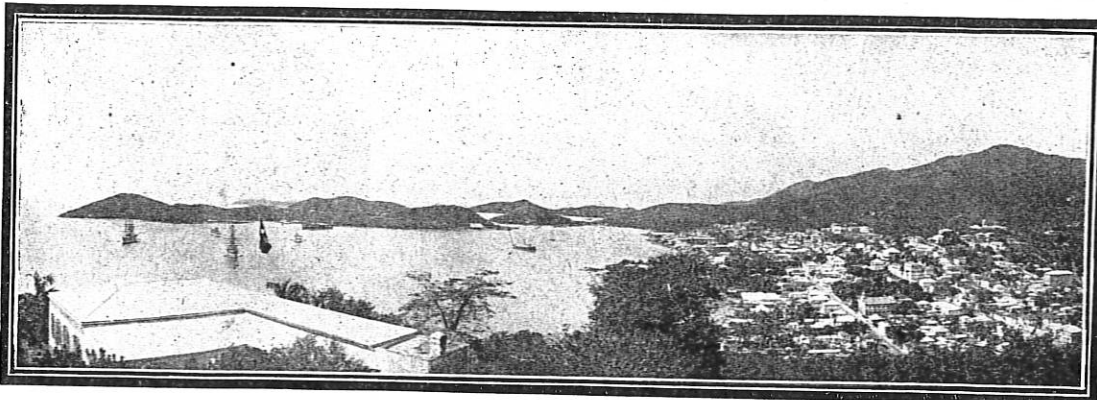
An diesem Tage wurde dem dänischen Gesandten Brun eine Zahlungsanweisung für den vereinbarten Kaufpreis von \$25,000,= 000 beändigt, und darauf wurden an die amerikanischen und dänischen Behörden auf den Inseln drahtlose Bottschaften abgesandt, die dänische Flagge

herunterzuholen und unsere Sterne und Streifen aufzuhissen. Bei der Ueberreichung der Zahlungsanweisung sagte Staatssekretär Lansing dem dänischen Gesandten: „Durch die Ueberreichung dieser Anweisung erspare ich Ihnen die Arbeit, 48 Tonnen Gold zu transportieren, denn so viel wiegen \$25,000,= 000 ungefähr.“

Zur Mittagsstunde des 31. März gelangten die kleinen Inseln unter die Botmäßigkeit der Vereinigten Staaten und erhielten den Namen „Virgin Islands of the United States“, also Jungferninseln. Es handelt sich um nicht weniger als 50 Inseln, von denen aber nur drei von Bedeutung sind: St. Thomas, welches den besten Hafen in Westindien besitzt, der nun in eine starke Flottenbasis verwandelt werden soll, St. Croix und St. John. Durch den Ankauf haben die Vereinigten Staaten ihr Landgebiet um etwa 138 Quadratmeilen vergrößert und ihre Bevölkerung um etwa 33,000 Köpfe, meist Neger, vermehrt.

Konteradmiral James H. Oliver wurde alsbald zum Gouverneur der Inseln ernannt.

Der Kostenpreis der Inselgruppe ist ein sehr hoher — ähnlich dem heutigen Kartoffelpreise. Vor Jahren hätte Onkel Sam sie weit billiger haben können. Aber dieser Inselbesitz



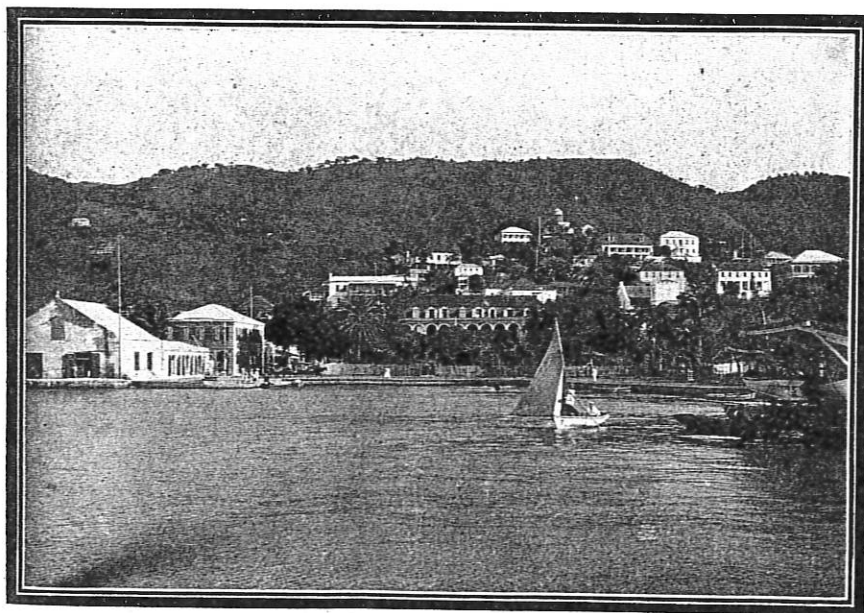
Ansicht des Hafens und der Stadt von St. Thomas.

bedeutet doch sehr viel, er ist ungeheuer wertvoll für unser Land. Die strategische Bedeutung der Inseln, namentlich von St. Thomas, überwiegt ihren materiellen Wert mehr als hundertfach.

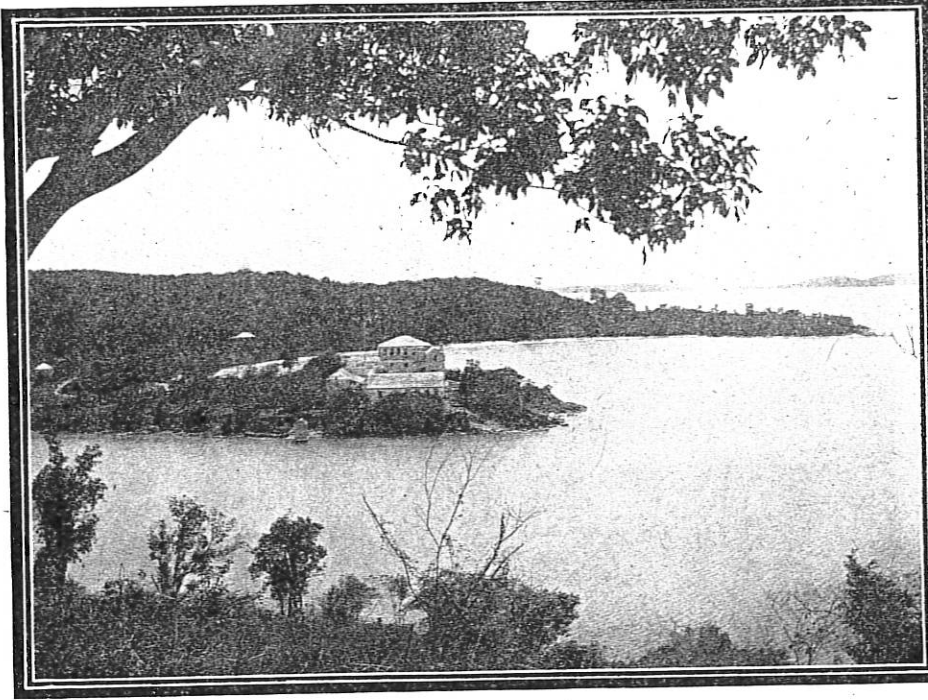
Durch St. Thomas erhalten die Vereinigten Staaten einen Hafen zwischen Europa und Südamerika, in dem alle Schiffe auf der Hin- und Herfahrt anlegen, um ihre hungrigen Maschinen mit neuem Vorrat zu versorgen. Kein Tag verging — in Friedenszeiten —, daß nicht einer oder mehrere dieser großen Ozean-Frachtschlepper da vorsprachen. Da kamen sie von Leeds, Manchester, Birmingham, Hamburg, Bremen, Havre, Antwerpen, um nach Südamerika die Industrie-Erzeugnisse Europas zu liefern; und da kamen sie mit Rohstoffen aus dem südlichen Erdteile, mit Kaffee aus Brasilien, Häuten aus Argentinien, um Europa damit zu versorgen — alle stärkten sie sich zur Weiterreise in St. Thomas. Besonders die deutsche Rauffahrteiflotte, soweit sie zur Hamburger Linie gehört, hatte hier ein zweites Hauptquartier, von wo aus ihre Schiffe nach allen Himmelsrichtungen hin ausliefen. Auch die Kriegsschiffe aller Nationen pflegten hier Anker zu werfen.

Gerade im Torweg gelegen, der die Pforte vom Atlantischen zum Karibischen Meere bildet, sind diese Inseln ferner, soweit der Golf von Mexiko, Zentralamerika und der Panama-Kanal in Betracht kommen, strategisch erst recht noch von höchster Bedeutung für die amerikanische Union. Daß dort das Sternenbanner weht, an der großen Zukunft-Heerstraße der Völker, ist nicht nur unserem Lande eine Beruhigung, je mehr sein Welthandel wächst, sondern auch für die übrige Welt, da Amerika sie alle mit ein und derselben Freundschaft, sobald wieder Friede ist, behandeln wird.

Die Insel St. Thomas ist etwa dreizehn Meilen lang und drei Meilen



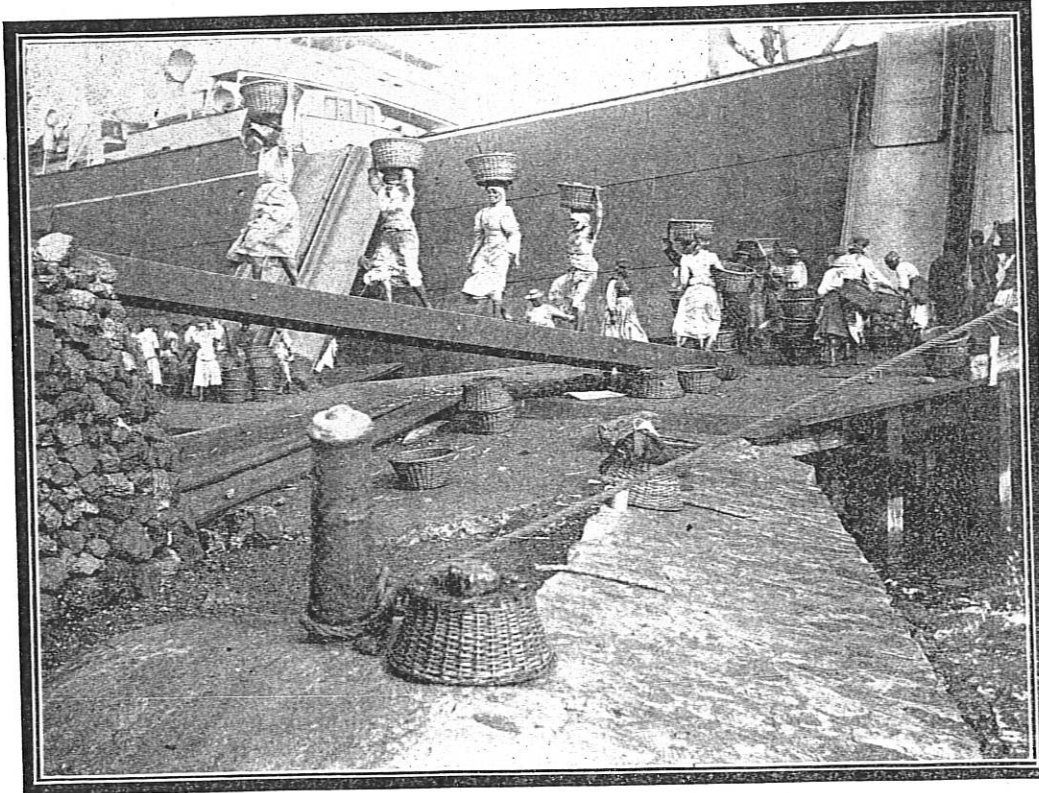
Die Regierungsgebäude in St. Thomas.



Der Gouverneurs-Palast auf St. John.

breit. Sie steigt mit so senkrechten Ufern aus dem Wasser empor, daß ihre Höhe auf den ersten Blick täuscht. Die ländliche Bevölkerung ist sehr spärlich, und die Landschaft ist so zerklüftet und gebirgig, daß im Innern wenig Verkehr herrscht. Aber einen Hafen besitzt die Insel, wie es kaum in der Welt einen besseren gibt. Alles Leben auf der Insel hängt denn auch von dem Handelsverkehr ab, den dieser Hafen mit sich bringt.

der Inseln, liegt vierzig Meilen von St. Thomas und ist die größte der Gruppe, nämlich dreißig Meilen lang und sechs Meilen breit. An beiden Enden der Insel liegt ein Hafen, und eine Omnibus-Linie vermittelt tagtäglich den Verkehr beider Orte miteinander. Außerdem zeichnet sich diese Insel vor den beiden andern noch dadurch aus, daß fast alles Land ackerfähig ist. Es sind fast hundert blühende Zuckerpflanzungen



Frauen beim Kohlenladen eines Schiffes in St. Thomas.

St. John liegt drei Meilen östlich von St. Thomas und ist ein einziger Fels, auf dem weniger als tausend Menschen haufen. Vormalig gab es da mehrere recht gedeihliche Zuckerplantagen, als aber die Sklaverei abgeschafft wurde, eilten fast alle Schwarzen nach dem nahen St. Thomas, um im dortigen Hafenleben Brot und Verdienst zu finden. Nur kleine Rähne vermitteln den Verkehr zwischen St. John und den Nachbarinseln. In den letzten Jahren legte überhaupt nur ganz selten ein Dampfer an dieser Insel an; der eine war ein holländisches Kriegsschiff, das auf ein Riff aufließ und lediglich durch seine Dampfpeife die Inselbewohner, die so ein Schiff noch nie gesehen hatten, in die Flucht schlug.

St. Croix — auch Santa Cruz geschrieben —, die dritte der Inseln, liegt vierzig Meilen von St. Thomas und ist die größte der Gruppe, nämlich dreißig Meilen lang und sechs Meilen breit. An beiden Enden der Insel liegt ein Hafen, und eine Omnibus-Linie vermittelt tagtäglich den Verkehr beider Orte miteinander. Außerdem zeichnet sich diese Insel vor den beiden andern noch dadurch aus, daß fast alles Land ackerfähig ist. Es sind fast hundert blühende Zuckerpflanzungen vorhanden, und große Mengen von allerlei tropischen Früchten kommen von hier zum Versand.

Seit Jahren sind diese Inseln ein „begehrter Artikel“ unter den Völkern gewesen. Daß kleine Dänemark, dem sie freilich sehr wenig nützen, hat sie längst gern verkaufen wollen und stand wiederholt mit Amerika in Unterhandlung. England, Frankreich, Spanien und Holland hätten sie gern gekauft, wenn sich für sie nur die rechte Gelegenheit geboten haben würde, — wenn Amerika nicht fort und fort den ersten Anspruch sich vorbehalten hätte.